

Biblioteka Główna i OINT
Politechniki Wrocławskiej



100100212330

M
599

BÜRGERLICHE WOHNHAUSBAUTEN DER BAROCKZEIT IN UNTERFRANKEN

VON

H.C. BERCHTENBREITER



GERLACH & WIEDLING
WIEN - LEIPZIG

**B Ü R G E R L I C H E
W O H N H A U S B A U T E N .
D E R B A R O C K Z E I T
I N U N T E R F R A N K E N**

VON DER TECHNISCHEN HOCHSCHULE MÜNCHEN ZUR ERLANGUNG
DER WÜRDE EINES DOKTORS DER TECHNISCHEN WISSENSCHAFTEN
(DOKTOR-INGENIEURS) GENEHMIGTE DISSERTATION

VORGELEGT

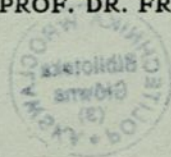
VON

DIPL.-ING. HANS BERCHTENBREITER

AUS

MÜNCHEN

REFERENT: PROF. DR. HANS WILLICH
CORREFERENT: GEH. RAT PROF. DR. FRIEDRICH VON THIERSCH



TAG DER ANNAHME DER DISSERTATION: 15. JUNI 1921

GERLACH & WIEDLING — WIEN UND LEIPZIG 1925



BÜRGERLICHE
WOHNHAUSBAUEN
DER BAROCKZEIT
IN UNTERFRANKEN

VON DER TECHNISCHEN HOCHSCHULE MÜNCHEN ZUR ERLANGUNG
DER WÜRDE EINES DOKTORS DER TECHNISCHEN WISSENSCHAFTEN
(DOKTOR-INGENIEURUS) GENEHMIGTE DISSERTATION

ALLE RECHTE, INSBESONDERE DAS DER ÜBERSETZUNG, VORBEHALTEN

VON
DR. ING. HANS BRUCHTENBRITZER

AUF
MÜNCHEN

REFERENT: PROF. DR. HANS WILICH
CORREFERENT: GEH. RAT PROF. DR. FRIEDRICH VON THIERSCHE



TAG DER ANNAHME DER DISSERTATION: 15. JUNI 1931

351003 L/1

I. TAFELN

INHALTSANGABE

	Seite
Verzeichnis der Abbildungen:	
I. Tafeln	IV
II. Textabbildungen	IV
Literaturverzeichnis	V
Einleitung	1
I. ABSCHNITT: GESCHICHTLICHE ZUSAMMENFASSUNG	3
II. ABSCHNITT: GESTALTUNG DES GRUNDRISSES	15
1. Das Bauernhaus	15
2. Das Kleinbürgerhaus	18
3. Das große Gebäude	20
III. ABSCHNITT: ÄUSSERER AUFBAU	30
1. Aufbau und Gliederung der Wand	30
2. Tore, Türen und Fenster	42
3. Schmückende Einzelheiten	54
4. Das Dach	58
IV. ABSCHNITT: INNERER AUSBAU	61
1. Zwischendecken	61
2. Zwischenwände und einzelne Räume	66
3. Die Treppe	75

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

I. TAFELN

BLATT 1.	Haus Nr. 73 in Escherndorf Haus Nr. 3 in Frickenhausen	Treppe aus dem Hause Nr. 30 in Kitzingen
BLATT 2.	Haus Nr. 15 in Astheim Pfarrhaus in Geroldshofen	BLATT 9. Meißnerhaus in Volkach
BLATT 3.	Haus Melcher in Sommerach Gasthof »zum Bären« in Kitzingen	BLATT 10. Einzelheiten vom Meißnerhaus
BLATT 4.	Weigandhaus in Geroldshofen Haus Nr. 43 in Escherndorf Schliermannshaus in Eschern- dorf	BLATT 11. Beispiele für Toreinfahrten an Bauernhöfen Tor vom Haus Nr. 37 in Randersacker
BLATT 5.	Güntherhaus in Marktbreit Haus Nr. 30 in Kitzingen	BLATT 12. Fenster und Tür vom Pfarr- haus in Geroldshofen Schmiedeiserne Oberlichtgitter Beispiele für Beschläge Tür vom Pfarrhaus in Ran- dersacker
BLATT 6.	Protestantisches Pfarrhaus in Kitzingen Beispiel für den Normaldach- stuhl Haus Stöcklein in Dettelbach	BLATT 13. Treppe aus dem Gasthof zum Bären Treppe im Mechlerhaus Treppe im Weigandhaus
BLATT 7.	Haus Haupt in Volkach	BLATT 14. Haus Nr. 41 in Frickenhausen Treppe im Stöckleinhaus Wandschränke im Gasthof zum Bären
BLATT 8.	Schelfenhaus in Volkach Beispiele für Schlußsteine	

II. TEXTABBILDUNGEN

Abb.	Seite	Abb.	Seite
1. Randersacker	5	21. Bauernhof in Obertheres	41
2. Sulzfeld	7	22. Haustor in Zellingen	43
3. Randersacker	7	23. Haustor in Randersacker	44
4. Randersacker	9	24. Laden in Würzburg	45
5. Randersacker	11	25. Laden in Ochsenfurt	47
6. Randersacker	13	26. Türe in Marktbreit	49
7. Haus Nr. 41 Frickenhausen	17	27. Türe in Marktbreit	51
8. Straße in Marktbreit	19	28. Bäckerladen in Marktbreit	52
9. Haus in Prichsenstadt	21	29. Haus mit Erker in Prichsenstadt	53
10. Haus in Freudenberg	23	30. Straßenecke in Randersacker	55
11. Haus in Frickenhausen	25	31. Häusergruppe in Uffenheim	56
12. Haus in Arnstein	27	32. Haus am Main bei Sommerhausen	57
13. Gasse in Mainbernheim	29	33. Straße in Ochsenfurt	59
14. Haus in Dettelbach	31	34. Bäckerladen in Obernbreit	62
15. Straße in Mergentheim	32	35. Türe in Mainbernheim	63
16. Platz in Randersacker	33	36. Fensterkorb	65
17. Haus in Sommerhausen	35	37. Laden in Ochsenfurt	67
18. Pfarrhaus in Wiesentheid	36	38. Gartentor in Ochsenfurt	69
19. Haus Nr. 3 in Frickenhausen	37	39. Laden in Sommerhausen	71
20. Haus in Uffenheim	39	40. Ofen	73

Die Abbildungen Nr. 7 bis 40 sind aus dem in unserem Verlage erschienenen Werke »O. Schwindrazheim, Unterfranken. Eine Streife auf Volkskunst und malerische Winkel in und um Unterfranken.« Phot. Aufnahmen von Martin Gerlach. 180 Seiten mit 883 Bildern

LITERATURVERZEICHNIS

- ARCHIV des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg.
BENKERT, Die Geschichte des Dresdner Wohnhauses vom 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts.
BLONDEL, Architecture Française. 1754.
BÜRGERHAUS, Das, in der Schweiz.
BUNDSCHUH, I. K., Geographisch-statistisch-topographisches Lexikon von Franken. 1804.
CASSIRER, Die ästhetischen Hauptbegriffe der französischen Architektur-Theoretiker. 1908.
DECKER, Der fürstliche Baumeister oder architecturae civilis anderer Teil. 1716.
DEHIO, Handbuch der Kunstdenkmäler Deutschlands.
DIETRICH, Beiträge zur Entwicklung des bürgerlichen Wohnhauses in Sachsen im 17. und 18. Jahrhundert.
EHMIG, P., Das deutsche Haus.
FÄSCH, R. I., Anderer Versuch seiner architektonischen Werke, Erster Teil. 1722.
GERLACH, M., Die Quelle. Unterfranken.
GÖTZ, Frankenland. 1909.
GÖBL, Darstellung der Entwicklung des Süddeutschen Bürgerhauses. 1908.
GÖBEL, S., Würzburg. 1910.
GRAUL, Dekoration und Mobiliar.
GROP, I., Chronik von Würzburg 1750.
GRUBERT, Die Siedlungen im Maindreieck.
GURLITT, C., Würzburg. 1902.
GURLITT, C., Geschichte des Barockstils und des Rokoko in Deutschland.
GURLITT, C., Das Barock- und Rokokoornament Deutschlands.
HAUSHALTERIN, Die so kluge . . . 1703.
HEDERICH, Vorübungen in beiderlei Baukunst. 1730.
HEFFNER, C., Würzburg und seine Umgebungen. 1871.
HENNER, Altfränkische Bilder.
HENNING, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. 1886.
HENNING, Die deutschen Haustypen. 1882.
HIRSCH, Konstanzer Häuserbuch. 1906.
INVENTARISATIONSWERK der Kunstdenkmäler Bayerns.
JESSEN, P., Das Ornament des Rokoko und seine Vorstufen. 1894.
KELLER, PH. I., Balthasar Neumann. 1896.
KITTEL, I. B., Würzburg. Ein deutsches Städtebild.
KURZWELLY, Das Leipziger Bürgerhaus in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.
LEITSCHUH, F. F., Würzburg. 1911.
LÜBKE-SEMRAU, Die Kunst der Barockzeit und des Rokoko. 1905.
LUTHMER, F., Sammlung von Innenräumen, Möbeln . . .
MERKLE, S., Würzburg im Zeitalter der Aufklärung.
NIEDERMAYER, A., Kunstgeschichte der Stadt Würzburg. 1860.

- ÖGG, J. A., Entwicklungsgeschichte der Stadt Würzburg. 1880.
 PENTHER, J. F., Ausführliche Anleitung zur bürgerlichen Baukunst. 1744.
 PFISTER, Das Würzburger Wohnhaus im 16. Jahrhundert.
 PINDER, Deutsches Barock.
 RAHLVES, F., Die Entwicklung des städtischen Wohnhauses in Nordhausen . . .
 SCHAROLD, K. G., Beiträge zur älteren und neueren Chronik von Würzburg.
 SCHAROLD, K. G., Würzburg und seine Umgebungen. 1836.
 SCHMERBER, Studie über das deutsche Schloß und Bürgerhaus im 17. und 18. Jahrhundert. 1902.
 SCHMIDT, F. CHR., Der bürgerliche Baumeister. 1790.
 SCHÖPF, Historisch-statistische Beschreibung des Hochstiftes Würzburg. 1802.
 SCHÜBLER, J. J., Weitere Fortsetzung des gründlichen Unterrichts in der vollständigen Civilbaukunst. 1728.
 SCHUMANN, Barock und Rokoko. Beiträge zur Kunstgeschichte. 1885.
 SPRINGER, Der Rokokostil. 1886.
 STAMMINGER, I. B., Würzburgs Kunstleben im 18. Jahrhundert. 1893.
 STURM, Erste Ausübung . . . 1708.
 STURM, Vollständige Anweisung . . . 1718.
 STURM, Vollständige Anweisung . . . 1721.
 VERORDNUNGSSAMMLUNG für das Fürstbistum Würzburg. Heffner.
 VOGTS, Das Mainzer Wohnhaus im 18. Jahrhundert.
 VOGTS, Das Kölner Wohnhaus bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts.
 WILD, K., Staat und Wirtschaft in den Bistümern Würzburg und Bamberg. 1906.

In der allgemeinen Geschichte Deutschlands spielen die geistlichen Kleinstaaten durchweg eine unbedeutende Rolle. Nur ein einziges Mal tauchen sie kometenhaft aus dem Dunkel hervor und leuchten in der Kulturgeschichte einen kurzen Moment lang hell auf. Dies geschah in dem Augenblick, als das aufkommende absolutistische Prinzip zusammentraf mit der ungeheuren Machtentfaltung der katholischen Kirche während der Gegenreformation. Die Verkörperung dieser vereinigten Machtprinzipien bilden die geistlichen Fürsten in den Kirchenstaaten.

Ihren Bedürfnissen nach Repräsentation und Pomp kam der Barockstil in hervorragendem Maße entgegen. Begeistert griffen sie ihn auf und entwickelten ihn zu einer Blüte, die ihre kleinen Ländchen in der Kunstgeschichte zu ungeahnter Bedeutung emporhob.

Im Rahmen dieser »Barockstaaten« nimmt das Hochstift Würzburg eine bemerkenswerte Stellung ein. Die ganze Entwicklung seiner Barockkultur verlief unter besonders günstigen Umständen: Die Kleinheit und geographische Geschlossenheit des Landes, die eine sehr straffe Organisation des Regierungssystems ermöglichte, der große natürliche Reichtum und die gleichmäßige soziale Schichtung führten dazu, daß nicht nur die Residenz, sondern das ganze Land bis ins kleinste Dorf an der Kulturbefruchtung gleichmäßig teilhatte. Durch den Überfluß an bestem, leicht zu verarbeitendem Sandstein und Muschelkalk und durch den Zufall, daß verschiedene ganz außerordentlich baulustige Regenten aufeinanderfolgten, waren für die Entwicklung der Baukunst und ihrer Tochterkünste reichste Möglichkeiten gegeben.

Heute ragt das ehemalige Hochstift Würzburg — das jetzige Unterfranken — unter den meisten Ländern des katholischen Barock hervor durch außergewöhnliche Erhaltenheit fast aller seiner Dörfer, Märkte und Städte. Wie zu Zeiten der Fürstbischöfe, ist es heute noch fast ausschließlich Agrarland, unberührt von Industrie und Übervölkerung, und daher blieb ihm sein damaliges Antlitz fast unverändert erhalten. So steht nicht nur der Künstler begeistert vor den Städten, die ein volles Jahrhundert verschlafen zu haben scheinen, auch der wissenschaftliche Forscher findet dort auf allen Gebieten der Kunst- und Kulturgeschichte überreiches Material.

Alle diese Umstände ließen es besonders günstig und aussichtsreich erscheinen, das bürgerliche Wohnhaus hier in Unterfranken einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen. Damit soll ein Beitrag geliefert werden zu einer umfassenden Geschichte des deutschen Wohnhauses, die bis heute noch nicht besteht. Es bietet sich hier die Gelegenheit, insbesondere auf die kleinbürgerlichen und ländlichen Verhältnisse ausführlicher einzugehen, die zweifellos von größtem Interesse sind, um so mehr als auf dem platten Lande und in den kleinen Städten unendlich mehr echtes Volkstum und deutsche Eigenart erhalten blieb als in den großen Kunstzentren.

In den Fürstenstädten des 18. Jahrhunderts steht die gesamte Kunstbetätigung, auch des Bürgertums, unter dem unmittelbaren und überwältigenden Einfluß der höfischen Kunst, die sehr stark international orientiert ist. Ihre Schöpfungen variieren in den verschiedenen Ländern zwar um lokale Einzelheiten, erscheinen aber im wesentlichen durchaus ähnlich und ohne näheren Zusammenhang mit dem Boden, auf dem sie stehen.

In größerer Entfernung von den Kunstzentralen dagegen, in ländlichen und kleinstädtischen Verhältnissen, steht die bürgerliche Kunst viel weniger unter dem Bann der höfischen. Hier werden die neuen Stilmoden unbefangen und naiv aufgefaßt, ganz anders gründlich verarbeitet, künstlerisch stark vereinfacht, manchmal auch mißverstanden; immer aber bringen sie deutlich den Willen und die lokale Eigenart des Volkes zum Ausdruck. In diesem Sinne betrachtet, sind z. B. die großen höfischen, kirchlichen und bürgerlichen Bauten Münchens trotz aller, nur dem Eingeweihten erkennbaren stilistischen Unterschiede in Details, mit den Prachtbauten Würzburgs als wesenseins zu betrachten. Um so stärker wirkt, trotz der nahen Verwandtschaft zwischen Oberbayern und Unterfranken, der Kontrast bei den ländlichen Kleinbürger- und Bauernhäusern: in Franken überall Form und Architektonik und trotz allem Barock viel Ernst und Strenge. In Bayern alles malerisch, ausgelassene Rokokofröhlichkeit, Phantasie und Freiheit, ohne viel architektonische Form. Und doch hatten beide Länder die gleichen Vorbilder vor Augen.

Die größere Bodenständigkeit der ländlichen Wohnhäuser Unterfrankens, verglichen mit den großstädtischen oder höfischen Anlagen, drängt sich schon der oberflächlichen, rein malerischen Beobachtung auf: in den Provinzstädtchen und Dörfern stimmen die dicht nebeneinander stehenden Reste des Mittelalters und der Barockzeit so vollkommen harmonisch zusammen, daß man trotz der ganz entgegengesetzten Tendenzen den gleichen schaffenden Geist verspürt und unmittelbar herausfühlt, daß es sich in beiden Fällen um gewachsenes Volkseigentum handelt. Betrachten wir dagegen unter diesem Gesichtspunkt etwa das alte und das neue Schloß in Würzburg, so findet sich nicht die leiseste Wesensverwandtschaft oder gar Harmonie. Die mittelalterliche Burg ist mit Land und Leuten verwachsen. Der Schloßbau aber in all seiner Pracht und vollendeten künstlerischen Schönheit wirkt noch heute auf den naiven Beschauer als ein Fremdkörper in der deutschen Mainstadt.

Die Stadt Würzburg, als höfische Kunstzentrale erster Ordnung, soll im Rahmen dieser Arbeit nur insofern Berücksichtigung finden, als ihr Einfluß auf die Provinz dies erfordert. Die unmittelbaren Ausstrahlungen des äußerst bautüchtigen Hofes wirkten natürlich in hohem Maße auf die bürgerliche Kunst der Hauptstadt ein, aber unsere Aufmerksamkeit soll den eigenwilligen und bodenständigen Regungen zugewandt sein, die mehr außerhalb der Hauptstadt zu finden sind.

Die Betrachtung will keineswegs etwa eine vollständige Aufzählung aller Barockhäuser des ländlichen Unterfranken bringen. Es soll nur das Typische, oft Wiederkehrende dieser Bauperiode in konstruktiver und künstlerischer Hinsicht dargelegt und an charakteristischen Beispielen erläutert werden.

Ferner sei unter »Barockzeit« hier ein zeitlich sehr weitumgrenzter Abschnitt verstanden, der mit dem Ausgang des Dreißigjährigen Krieges, also etwa um 1650, beginnt und mit dem 18. Jahrhundert ungefähr zu Ende geht. Rokoko und früher Klassizismus sind in diesen Sammelnamen als untergeordnete Begriffe mit einbezogen.

Geographisch decken sich die Grenzen der zu betrachtenden Barockkultur ungefähr mit dem Gebiet des ehemaligen Fürstbistums Würzburg, also dem größten Teil des heutigen Unterfranken. Ausgenommen davon sind nur die Bezirke der Rhön und des Spessart. Hier hat sich der mittelalterliche, unverputzte Fachwerkbau, abgesehen von einigen Zutaten der Renaissance, ziemlich unverändert bis heute erhalten. Auch Aschaffenburg und das untere Maintal, die ehemals zu Mainz gehörten und daher in ihren Kunstformen stark nach Mainz und Frankfurt tendieren, fallen aus dem Rahmen der Arbeit.

Zum Verständnis der speziellen Ausführungen erscheint es notwendig, die wirtschaftlichen und künstlerischen Faktoren, aus denen die unterfränkische Barockkunst herauswächst, in ihrer geschichtlichen Entwicklung zusammenfassend zu betrachten, ehe die wichtigsten Haustypen nach Grundriß und Aufriß erläutert werden können.

I. ABSCHNITT

GESCHICHTLICHE ZUSAMMENFASSUNG

Unterfranken hatte unter dem Dreißigjährigen Kriege besonders stark gelitten infolge seiner zentralen Lage im Herzen des südlichen Deutschland und seiner weithin bekannten Fruchtbarkeit und Wohlhabenheit. Sicherlich war es auch nicht zu allerletzt wegen seines guten Weines ein beliebtes Ziel aller Kriegführenden, und so kam es, daß bis 1647 fast ununterbrochen Truppen im Lande waren, auf dem Durchzug, im Winterquartier oder zur Besetzung. Sie verpraßten den Reichtum des gesegneten Frankenlandes, und weit und breit kam kein Ort ohne Brandschatzung und Zerstörung davon. Die Nachrichten über die Zeit nach dem Kriege atmen einen Zustand der Erschöpfung. Sie ergehen sich fast alle in breiter Ausführlichkeit über die ungeheuerlich dezimierte Bevölkerung, über die trostlose Öde der nicht mehr bebauten Landstriche und über die zerstörten oder durch Mangel an Bewohnern in Verfall geratenen Anwesen. Es wird berichtet, daß noch Jahre nach dem Kriege diese »Wüstungen« in manchen Gebieten eher zu- als abnahmen.

Von einer Bautätigkeit auf dem Lande findet sich in keiner dieser Nachrichten die leiseste Spur. Sie wird sich auf das Primitivste und Notwendigste beschränkt und mehr im Ausflicken alter Reste als im Neubauen bestanden haben. Nur von der Regierung wird berichtet, daß sie einige dringend benötigte Mühlen in Würzburg und dessen unmittelbarer Umgebung errichtet habe (Gropp, Chronik von Würzburg 1750); außerdem wurde die Stadt neu befestigt, im übrigen aber herrscht auch hier größte Sparsamkeit. Erst nach zwei Jahrzehnten war mehr Leben zu verzeichnen, doch blieb die Bautätigkeit vorerst auf die Residenzstadt beschränkt. Sie hatte unter dem Kriege verhältnismäßig weniger gelitten. Scharenweise waren hier die Menschen vom Lande herein zusammengeströmt, und rasch erholten sich Handel und Gewerbe durch die außerordentlich günstige Lage der Stadt im Schnittpunkt zahlreicher wichtiger Verkehrswege. Schon im Jahre 1669 wurde in Würzburg die erste große Handelsgesellschaft gegründet: die »Handels-Kompanie zu Pferd« (Wild, Staat und Wirtschaft in den Bistümern Würzburg und Bamberg). Das Land aber kam nur langsam in die Höhe, da sich hier die stark verminderte Zahl der Arbeitsfähigen noch lange fühlbar machte und die Bevölkerung nur auf Ackerbau angewiesen war. Die Bautätigkeit jener Zeit spiegelt diese Erscheinungen getreulich wieder: Neubauten sind kaum vorhanden, nachweisbar überhaupt nicht; Umbauten von recht ärmlichem Charakter und wenig dauerhafte, unschöne Holzhäuser sind die kümmerlichen Erzeugnisse dieser ersten Nachkriegsjahre.

Bald aber zeigt sich die Regierung in wachsendem Maße bestrebt, die Bautätigkeit zu heben. Es wird beispielsweise in der Forstordnung von 1673 (Heffner, Verordnungssammlung für das Fürstbistum) ausdrücklich erwähnt, es solle ständig Bauholz »ausgesucht und den Unterthanen damit beygesprungen werden«; das klingt noch etwas planlos und unbestimmt. Erst seit 1684, unter dem Fürstbischof Johann Gottfried von Gutenberg,

wird mit Nachdruck eine Politik getrieben, die die Bautätigkeit sowohl quantitativ wie qualitativ gehoben und gewissermaßen in Friedensverhältnisse überführt. 1686 erscheint ein ausführlicher Erlaß (Heffner, Verordnungssammlung für das Fürstbistum), der die Bebauung der öden Plätze und Hofstätten befiehlt, da »allzuviel noch öde« sei. Holz soll wiederum »aus Fürstlichen Wäldern proportionaliter zur Verfügung stehen«. Für neun Jahre soll der Neubau »von der Schatzung allerdings frei bleiben«, die Ödungen dagegen, auf denen nach Ablauf von Jahresfrist der Bau noch nicht begonnen ist, sollen zur öffentlichen Versteigerung kommen. Kurz darauf folgt dann 1688 ein allgemeines Verbot für Strohdächer und der Befehl zur Errichtung von Ziegelhütten. — Diese Verordnung wurde allerdings nicht sehr genau befolgt, sondern es wurde unbekümmert in der alten Weise fortgefahren, so daß in der Feuerordnung von 1721 das Verbot energisch wiederholt werden muß, mit dem Bemerkung, daß die Zahl der Strohdächer noch von Tag zu Tag anwachse (Heffner, Verordnungssammlung für das Fürstbistum).

Gegen Ausgang des Jahrhunderts jedoch, etwa 40 Jahre nach dem großen Kriege, war durch die friedliche Politik der Bischöfe und die große Fruchtbarkeit des Landes ein so erheblicher Wohlstand zurückgekehrt, daß von Jahr zu Jahr solidere, schönere und stattlichere Gebäude emporwuchsen. Diese Entwicklung läßt sich an zahlreichen Bauten verfolgen, deren Erbauungsjahr einigermaßen genau bestimmt werden konnte. Die fürstbischöfliche Residenz ging mit gutem Beispiel voran. In wenigen Jahren entstanden in der Stadt Würzburg zahllose neue Bauten, »daß wer selbe vor zwölf Jahren gesehen und eine Zeitlang abwesend gewesen, sie kaum mehr kannte« (Gropp, Chronik von Würzburg 1750). Ebenso wurden im ganzen Land eine Menge neuer Kirchen und Pfarreien errichtet und damit das Baugewerbe in Bewegung gesetzt. Die Regierung nahm sich dauernd der Baulustigen an, vor allem durch Unterstützung mit Bauholz. In den Jahren 1737 und 1739 erscheinen wiederum Erlasse, die das »Supplizieren der Unterthanen um benötigtes Bauholz« regeln sollten (Heffner, Verordnungssammlung für das Fürstbistum). Das läßt darauf schließen, daß diejenigen, welche weder Eigenbesitz noch Anrecht auf Gemeindewaldungen hatten, in weitgehendem Maße von dem bischöflichen Anerbieten Gebrauch machten, kostenlos oder zu niedrigen Inlandspreisen Bauholz aus dem fürstlichen Waldbesitz zu beziehen. Baumaterial war überhaupt im Würzburgischen überall leicht zu haben: Bruchstein, Werkstein, Kalk meist in nächster Nähe, das übrige durch den Handel auf dem Mainwege leicht zu beschaffen. Überdies wurden die im Inland benötigten gewerblichen Produkte und Baumaterialien durch Ausfuhrverbote geschützt, wie etwa Bauholz im Jahre 1700.

Mit der Jahrhundertwende macht sich dann überall ein rasch ansteigender, beträchtlicher wirtschaftlicher Aufschwung bemerkbar, der durch die energische Regierung des Friedrich Karl von Schönborn (1729—1746) seinen Höhepunkt erreichte. Wieder zeigt sich die Hauptstadt in der Bautätigkeit am regsamsten. Es kommt hier 1722 eine ausführliche Bauordnung heraus, die, wenn auch nur für Würzburg selbst erlassen, indirekte Geltung auch auf dem Lande erhielt. Es erscheint verwunderlich, daß das sonst so intensive fürstbischöfliche Regiment auf dem platten Lande außer Schlotfeger- und Feuerordnungen und den schon erwähnten Vorschriften keine strengen und genauen Landesbauvorschriften erließ, wie das in anderen Staaten, zum Beispiel in Sachsen schon 1720, geschehen war (Dietrich, Beiträge zur Entwicklung des bürgerlichen Wohnhauses in Sachsen). Tatsächlich aber übte die Würzburger Bauordnung indirekt auf dem Lande ihre Wirkung als Ansporn zum korrekten und schönen Bauen aus. Es wurden beispielsweise auch in ländlichen Orten besonders schöne Bauten auf Ansuchen des Erbauers durch Steuerfreiheit prämiert, wie dies für die Stadt vorgesehen war. Ferner wurde das Vorbild der Residenz zweifellos von hervorragendem Einfluß auf die verschiedenen Stadt- und Gemeinderäte, die, wenn auch anscheinend nicht durch direkte Vorschriften, so doch praktisch sichtbarlich, dieser Wirkung in ihrem Machtbereich entsprechend Geltung verschafften. Schließlich spannten sich

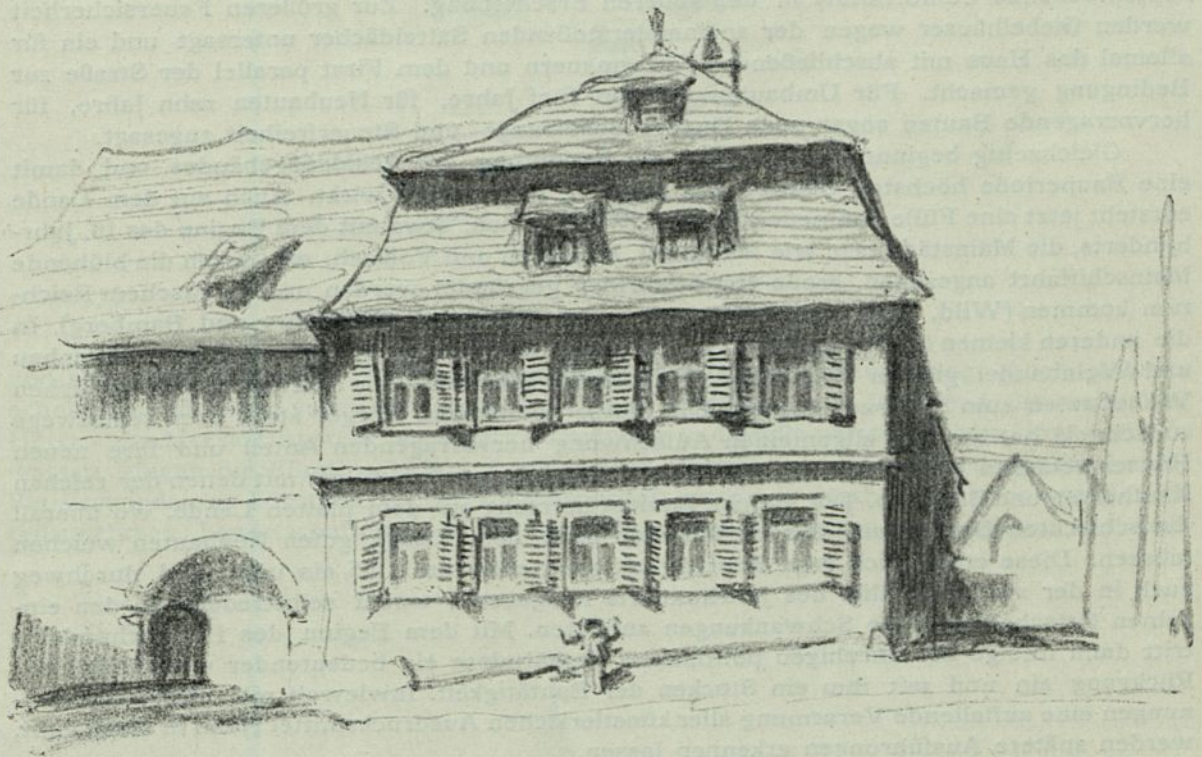


Abb. 1

Randersacker

unmittelbar von der zentralen Regierung so viele Fäden über das Land, schon durch die fürstlichen Beamten aller Art — wir werden später hierauf zurückkommen —, daß eine tiefgreifende Beeinflussung nicht ausbleiben konnte.

Die Würzburger Bauordnung sieht eine ständige Baukommission vor, welche die Pläne zu genehmigen hat. Ferner verbietet sie Erker, Überbauten u. dgl. und befiehlt »entsprechende Conformität« in der äußeren Erscheinung. Zur größeren Feuersicherheit werden Giebelhäuser wegen der aneinanderstoßenden Satteldächer untersagt und ein für allemal das Haus mit abschließenden Feuermauern und dem First parallel der Straße zur Bedingung gemacht. Für Umbauten werden fünf Jahre, für Neubauten zehn Jahre, für hervorragende Bauten sogar noch längere Schatzungs- und Steuerfreiheit zugesagt.

Gleichzeitig beginnt in Würzburg die Errichtung des Residenzgebäudes und damit eine Bauperiode höchsten Glanzes, die gewaltig befruchtend wirkt. Auch auf dem Lande entsteht jetzt eine Fülle von neuen Bauten. Voran gehen, etwa mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts, die Mainstädtchen, wie Markbreit, Kitzingen und Volkach, wo, durch die blühende Mainschiffahrt angezogen, große Handelsfirmen gegründet werden und zu raschem Reichtum kommen (Wild, Staat und Wirtschaft in den Bistümern Würzburg und Bamberg). In die anderen kleinen Städte und Märkte im Innern des Landes bringt vorwiegend Weinbau und Weinhandel großen Wohlstand in einzelne Familien, der wiederum in stattlichen Wohnbauten zum Ausdruck kommt. Die Masse der kleinen Bürger steht aber keineswegs zurück, sie hat an dem allgemeinen Aufschwung hervorragenden Anteil und ihre neuen Häuser schießen in Mengen aus dem Boden, wetteifern teilweise gar mit denen der reichen Kaufherren und Beamten. Die gleiche Baulust herrscht auf dem platten Lande, wo überall die schlechten Bauten aus der armen Zeit nach dem Kriege guten Neubauten weichen müssen. Diese erstaunlich rege Bautätigkeit setzt etwa um 1725 ein und wird durchweg auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts fortgesetzt, wobei selbstredend in den einzelnen Ortschaften große Schwankungen auftreten. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts tritt dann infolge der unruhigen politischen Verhältnisse ein bedeutender wirtschaftlicher Rückgang ein und mit ihm ein Stocken der Bautätigkeit. Inwieweit mit diesen Erscheinungen eine auffallende Verarmung aller künstlerischen Ausdrucksmittel Hand in Hand geht, werden spätere Ausführungen erkennen lassen.

Zunächst werden nun die verschiedenen Hauptfaktoren hervorzuheben sein, durch welche die hohe Entwicklung der unterfränkischen Baukunst in der Barockzeit begünstigt wurde.

Die hervorragende Fruchtbarkeit des Landes überwand, wie schon erwähnt, die gewaltigen Schädigungen des Dreißigjährigen Krieges in ziemlich kurzer Zeit. Dazu kam die gleichmäßige Parzellierung des Bodens in vorwiegend kleine und mittlere Bauerngüter und das Übergewicht des Kleingewerbes über Großgewerbe und Handel, das bedeutet das Fehlen großer sozialer Gegensätze. Diese beiden Momente bedingten die gleichmäßige Wohlhabenheit, die sich über das Land erstreckte und auch das heutige Unterfranken noch bis zu einem gewissen Grade kennzeichnet. Bedeutsam wirkte ferner der große Reichtum an Wäldern und noch mehr an vorzüglichen Kalk- und Sandsteinbrüchen, die der ganzen Architektur ihren Charakter aufprägten.

Eine außerordentlich wichtige Förderung erfuhr die Baukunst des Hochstiftes zweifellos durch das bestehende Regierungssystem. Die geistlichen Staaten treten in der allgemeinen Geschichte des absolutistischen Zeitalters meist etwas in den Hintergrund. Die Bischöfe repräsentierten den unbeschränkt herrschenden Monarchen nicht so absolut wie die weltlichen Fürsten; denn sie waren meist durch das Domkapitel stark eingeengt und daher in politischem Sinne wenig unternehmend. Mit ihrer charakterlos wirkenden Neutralitätspolitik vollbrachten sie allerdings nach außen hin keine ruhmreichen Taten, noch erwarben sie sich mächtige Freunde, wohl aber erhielten sie ihrem Lande den Frieden



Abb. 2 Sulzfeld

und schufen dadurch den Boden für eine hohe künstlerische Entwicklung. Auch in wirtschaftlicher Hinsicht verhielten sie sich ziemlich zurückhaltend. Während die weltlichen Herren das Merkantilsystem begeistert aufnahmen und große wirtschaftliche Umstellungen wagten, gingen die Fürstbischöfe nur mit großer Vorsicht an die neuen Gedanken heran. Sie vermieden es künstlich, an der Weltwirtschaft großzügig durch Produktion und Handel teilzunehmen, bewirtschafteten im Gegenteil das Land wie einen großen Bauernhof und

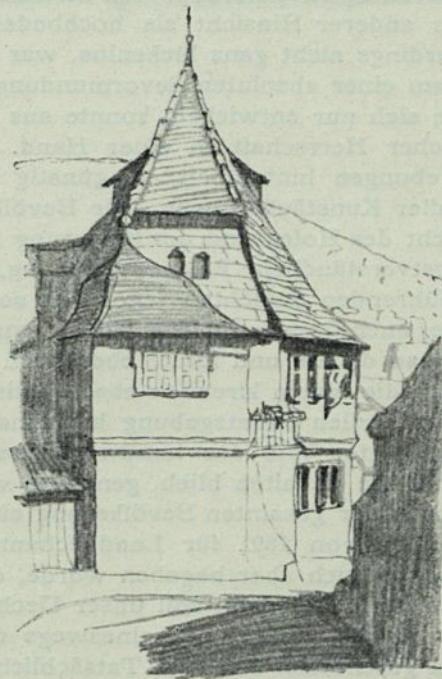


Abb. 3 Randersacker

hatten nur die Konkurrenz der nächsten Nachbarn im Auge. Dadurch behielten fast alle geistlichen Staaten noch lange Zeit den Charakter reiner Agrarländer; der Handel kam nicht voll zur Entfaltung und das Großgewerbe fehlte fast ganz. Dieselbe Erscheinung finden wir in Würzburg, wo sogar Friedrich Karl von Schönborn, dieser tüchtigste und regsamste Regent des Hochstiftes, an jenem Prinzip festhielt. Wohl blieb das Land im allgemeinen gegenüber modernen Fürstenstaaten ein wenig im Rückstand; dafür verlief aber die Entwicklung ruhiger und gleichmäßiger. Keine Fehde, kein Unternehmertum mit Konkurrenz und Hast wirkten störend, breit und ruhig konnten Handwerk und Kunst sich entwickeln.

Ein bezeichnendes Merkmal für diese Politik ist die Behandlung der Zünfte. Während diese in anderen Staaten schon in voller Auflösung begriffen waren, gelang es den Fürstbischöfen durch geeignete Reformen und Vorschriften, durch geistige und wirtschaftliche Absperrungsmaßnahmen gegen andere Länder, sie noch während des ganzen 18. Jahrhunderts in hoher Blüte zu erhalten. Die Kontrolle über die Zünfte wurde allmählich den Städten entzogen und unmittelbar dem Staat unterstellt (Wild, Staat und Wirtschaft in den Bistümern Würzburg und Bamberg). Nunmehr nahmen sich die Bischöfe persönlich der Sorge um die Zünfte an und mischten sich in die kleinsten Einzelheiten, zumal wo es galt, überhandnehmende Mißbräuche abzustellen; sie verboten die verschwenderischen Festessen, hoben die Verkürzung der Wanderschaft auf und sorgten dafür, daß keinem die Meisterschaft unrechtmäßigerweise vorenthalten wurde und die Meistersöhne nicht bevorzugt wurden. Diese starke zunftmäßige Organisation des Handwerks war von entscheidender Bedeutung. Nur durch sie konnte die Übernahme und Weiterentwicklung der künstlerischen Formen auf breitester Basis erfolgen, nur durch sie der Durchschnitt des handwerklichen Könnens auf so hoher Stufe erhalten bleiben und damit die vorzügliche Detailarbeit, die das fränkische Barock auszeichnet.

Das System der intensiven Zentralisierung, das die fürstbischöfliche Regierung befolgte, erweist sich noch in anderer Hinsicht als hochbedeutsam. Auf wirtschaftlichen und rechtlichen Gebieten allerdings nicht ganz lückenlos, war es in geistigen Dingen vollkommen durchgeführt und kam einer absoluten Bevormundung der gesamten Bevölkerung gleich, eine Erscheinung, die sich nur entwickeln konnte aus der Vereinigung von kirchlich-katholischer und weltlicher Herrschaft in einer Hand. So sehr diese Knebelung alle freieren geistigen Bestrebungen hintanhalt, so günstig wirkte sie auf die Geschlossenheit und Konzentration aller Kunstäußerungen. Die Bevölkerung hatte sich gewöhnt, in geistigen Dingen die Ansicht des Hofes und der Regierung für maßgebend zu erachten. Daher war es eine ganz selbstverständliche Folgeerscheinung, daß die Liebe zu Baukunst und Kunstgewerbe, die in führenden Schichten jener Zeit sorgsamste Pflege genoß und geradezu zur Bildung gehörte, auch Gemeingut des Volkes wurde. Wie der Hof in Kunstingen urteilte und empfand, so dachte und fühlte eben auch das Volk, mitgerissen und überzeugt durch all die Mittel, die einem kirchlich absolutistischen Regierungssystem zur Verfügung standen, von der offiziellen Gesetzgebung bis hinab zum Dorfpfarrer, der es Sonntags von der Kanzel predigte. Wie das handwerkliche Können durch die straffe Zunftorganisation auf hoher Stufe erhalten blieb, genau so wirkte die stramme geistige Zucht auf den guten Geschmack der gesamten Bevölkerung ein. Da heißt es zum Beispiel in einer allgemeinen Instruktion von 1691 für Landdechanten über private Hausaltäre (Kreisarchiv Würzburg): »Wo es sich aber begeben würde, daß etwelche Guttäter neue Altaria aufzurichten gesonnen wären, alsdann soll unser Dechant dieselben wohlmeinend vermahnen, daß solche mit wohlgestalteten und keineswegs unförmlichen Bildnissen und Heiligen Gottes gemacht und geschnitzet werden.« Tatsächlich brachte in jener Zeit jeder Laie dem Baumeister oder Handwerker ein ganz außerordentliches Maß von Verständnis und eigener Initiative entgegen.

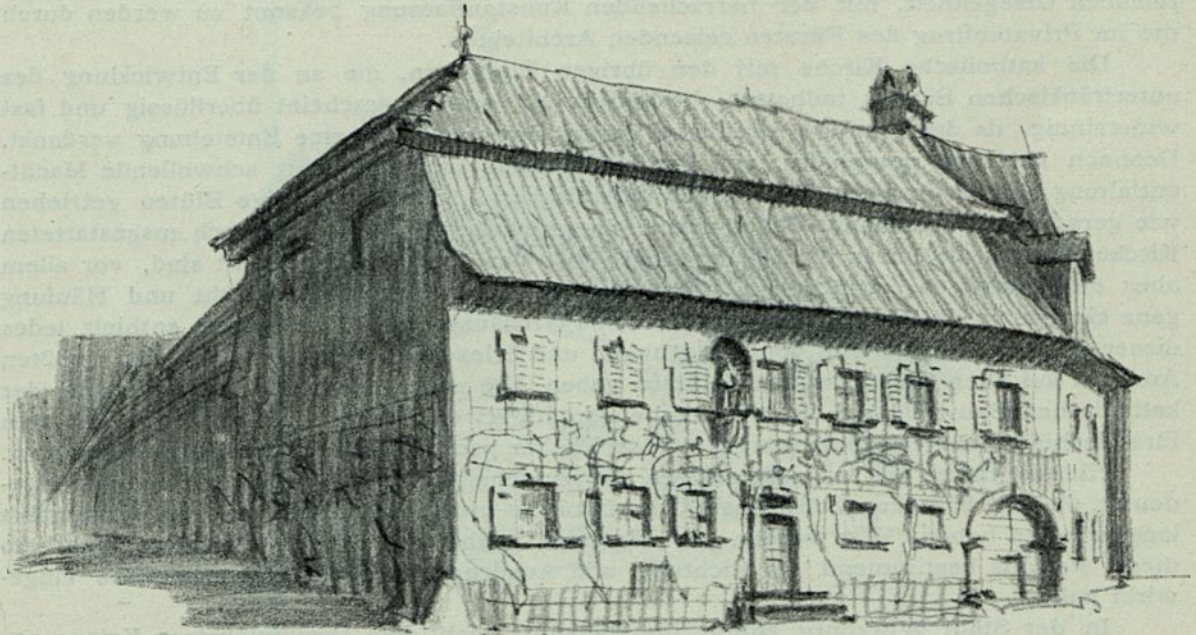


Abb. 4

Randersacker

Gute Vorbilder für Architektur und Kunstgewerbe waren leicht erreichbar: ein reger Verkehr verband das Land mit der Hauptstadt, wo die Handwerker und Bauherren aus der Provinz sich an den tonangebenden Meisterwerken »erbauen und belehren« konnten. Dann aber übten die über das ganze Land verstreuten fürstbischöflichen Beamten und die kunstsinnige Geistlichkeit einen maßgebenden Einfluß aus durch Errichtung mustergültiger Wohnhäuser. Auch die von der Hauptstadt am weitesten abliegenden Gegenden hatten reichlich Gelegenheit, mit der herrschenden Kunstauffassung bekannt zu werden durch die im Privatauftrag des Fürsten reisenden Architekten.

Die katholische Kirche mit den übrigen Einflüssen, die an der Entwicklung des unterfränkischen Barock teilhatten, besonders zu nennen, erscheint überflüssig und fast widersinnig, da das gesamte kirchliche Barock Europas ihr seine Entstehung verdankt. Dennoch hat ihre pomphafte, von Reichtum, Glanz und Schönheit schwellende Machtentfaltung nur in wenigen der übrigen katholischen Länder so üppige Blüten getrieben wie gerade im Frankenland. Davon zeugen die prächtigen, verschwenderisch ausgestatteten Kirchenbauten, die bis in die Dörfer hinab über das ganze Land verteilt sind, vor allem aber die mächtigen, prunkvollen Klosterbauten, deren unerhörte Pracht und Häufung ganz einzigartig dasteht. Bis zu den kleinen Pfarrhäusern und Dorfkirchen enthielt jedes dieser Bauwerke eine Fülle von Anregungen und erlesenen Vorbildern, die den größten Ansporn auf allen künstlerischen Gebieten gaben. Die außerordentlich starke Wirkung der katholischen Bauwelle auf die bürgerliche Bautätigkeit gestaltete sich im Verein mit dem fürstbischöflichen Regierungssystem in Unterfranken ganz besonders nachhaltig befruchtend.

Hiermit haben wir in großen Zügen die wirtschaftlichen und geistigen Faktoren angedeutet, die jene barocke »Volkskunst« Unterfrankens ins Leben gerufen und ein Jahrhundert lang erhalten haben. Wir werden im folgenden beobachten, welche Einflüsse innerhalb dieser Periode bestimmend auf Richtung und Ausdrucksform des Kunstschaffens eingewirkt haben.

In der Stadt Würzburg knüpft die Baukunst nach dem Dreißigjährigen Kriege unmittelbar an, wo sie vor dem Kriege stehen geblieben war. Es wird zum Beispiel noch im Jahre 1659 ein Teil des Rathauses in so typischem Renaissancecharakter errichtet, daß der Bau stilistisch ruhig ein halbes Jahrhundert früher angesetzt werden könnte. Doch um dieselbe Zeit tritt nun der Mann auf, der später der Begründer des unterfränkischen Barock wurde: Petrini. Auch er setzt nicht unvermittelt eine neue Kunst an die Stelle der alten, sondern knüpft, zumal in Einzelheiten, an die vergangene Epoche an. Dies war in Würzburg wohl leichter möglich als anderwärts, da hier die eigentliche »deutsche Renaissance«, dieser literaturentsprungene Kompromißstil, nie recht heimisch geworden ist. Sehr ruhig und wenig schnörkelhaft, wie sie hier auftrat, bot sie im allgemeinen keinen starken Kontrast zu dem italienischen Barock, das Petrini mitbrachte, wenn auch der neue Stil sich in ganz anderem Maße einheitlich, vor allem aber raumempfindend und architektonisch auswirkte, als der alte. Mag auch mancher persönliche Zug Petrinis, die Strenge und Wucht seiner Kompositionen erinnern an die gleichzeitige holländische Barockkunst, so erscheint eine direkte Einwirkung daher zum mindesten recht unwahrscheinlich, zumal auch das Detail völlig andere Wege geht. Im Grunde ist Petrinis Kunst ganz italienisch, mit ihrem ausgesprochenen Sinn für große Gesamtkomposition, für Wirkung mit Massen und für Vereinfachung der Details. Er führt die Symmetrie der Anlage sowie die vorgelegte strenge Fassade ein, bevorzugt die Rustika, mächtige Gesimse und Risalite, läßt aber auch lokale Eigenheiten zur Geltung kommen, wie die gekuppelten Fenster und die Bögen im Erdgeschoß. Er hat einen derart starken Eindruck in den weitesten Schichten der Bevölkerung hinterlassen, daß alle übrigen Barockbaumeister in dieser Hinsicht gegen ihn zurücktreten müssen, und daß neben ihm sogar ein Neumann nur als Hofarchitekt gilt, wie aus späteren Darlegungen noch hervorgehen wird.

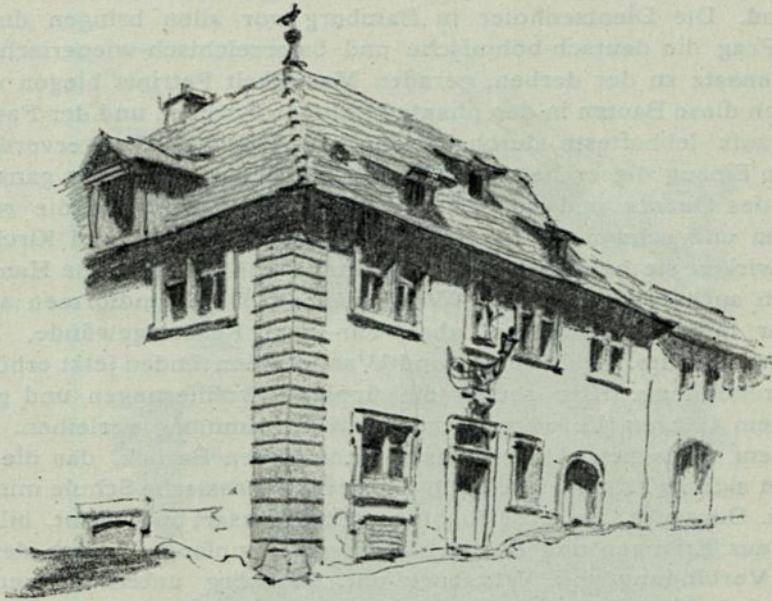


Abb. 5

Randersacker

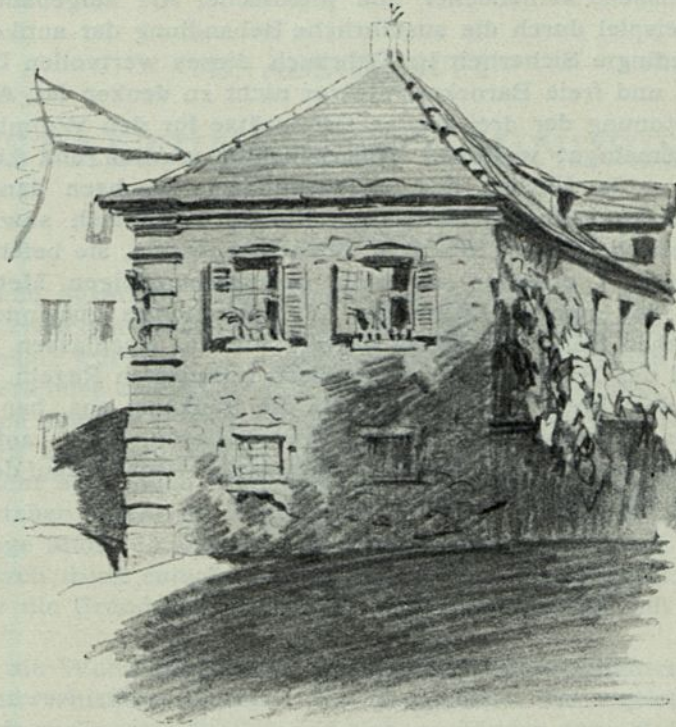
Bis 1700 bestimmt ausschließlich Petrini die Wege der Kunst innerhalb des Hochstiftes. Die zur selben Zeit in Würzburg schaffenden Italiener, von denen Pezani der bedeutendste ist, bleiben außerhalb der Stadt völlig bedeutungslos. Auch der tüchtige Würzburger Künstler Greising, der mit Petrini zusammen arbeitete, kommt erst nach dessen Tode in seiner Eigenart zur Geltung. Im rein architektonischen Aufbau wandelt er ganz in den Fußtapfen des Meisters, im dekorativen dagegen ergänzt er ihn in gewisser Hinsicht, indem er die schwere massive Einzelform etwas auflockert durch reichere, vielfach gebrochene Linienführung und durch plastischen Schmuck. Er schafft nichts eigentlich Neues, sondern wirft nur dem herben Petrinistil ein liebenswürdiges, rein kunstgewerbliches Gewand über. Er übersetzt den Meister ins Deutsche und Bürgerliche, zugleich aber

veräußerlicht und verkleinert er ihn auch. Die typischen Greising-Formen finden sich auch häufig außerhalb der Hauptstadt, vor allem die merkwürdig spitzwinklig geknickten Fenster- und Türumrahmungen und die etwas schwerfälligen Früchte- und Blumenranken auf Sohlbänken und Fensterpfeilern.

Neben den Würzburger Künstlern, die unmittelbar auf dem italienischen Barock fußen, machen sich nach 1700 allerlei Einflüsse aus dem übrigen Frankenland und der weiteren Umgebung geltend. Die Dientzenhofer in Bamberg vor allen bringen durch ihre enge Verbindung mit Prag die deutsch-böhmische und österreichisch-wienerische Schule nach Franken. Im Gegensatz zu der derben, geraden Massigkeit Petrinis biegen und schmiegen und schwingen sich diese Bauten in den phantastischsten Formen, und der Fassadenschmuck bereichert sich aufs lebhafteste durch Pfeiler und Pilaster, Fensterverdachungen und Figuren. Mit dem Einzug dieser heiteren Hof- und Staatskunst beginnt ganz allgemein die große Betonung des Details und der Plastik. Allen voran schlagen die reichen Abteien diese Richtung ein und schwelgen in den prunkvollsten Kloster- und Kirchenbauten. Im weiten Umkreis wirken sie belebend und befruchtend auf das ländliche Handwerk ein und gewinnen dadurch auch Einfluß auf den Wohnungsbau. Die Grundformen aus der Petrinizeit bleiben zwar durchweg erhalten, aber Tür- und Fenstergewände, Verdachungen, Fensterbrüstungen, Risalite, Ecklösungen und Wandnischen finden jetzt erhöhte Beachtung und reichere Durchbildung. Hier setzen die üppigen Profilierungen und geschwungenen Linien ein, die dem Ganzen die wesentlich heiterere Stimmung verleihen.

Neben diesem typischen österreichisch-katholischen Barock, das die Dientzenhofer verkörpern, macht sich im Frankenland auch die strenge klassische Schule mit französischem Einschlag geltend. Bayreuth, wo diese Richtung mit Dieussart aufkommt, bildet den Mittelpunkt, von dem aus Erlangen und Ansbach Anregung empfangen. Auch der Mainzer Hof, der stets enge Verbindung mit Würzburg und Bamberg unterhält, gerät ganz unter französischen Einfluß. Von diesen Zentren aus gelangt der französische Stil — nicht etwa der eines Meissonier, sondern der strenge Stil der Pariser Akademie — frostig, dürrig und nüchtern, aber vornehm und ruhig, nach Unterfranken, wo er aber einen wenig empfänglichen Boden vorfindet. Erst nach 1770 und dann auch nur ganz langsam bricht diese Bauweise sich Bahn, hauptsächlich in unmittelbarer Nähe vereinzelter Fürstensitze, die dem französischen Ideal huldigen, so zum Beispiel in Wiesentheid. Erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts dringt der französische Klassizismus in der Form des Stiles Louis XVI. weiter durch und es sickert sogar ein wenig davon in die ländliche Bauweise; doch bleiben die Fassaden in der Hauptsache noch lange petrinisch barock und machen meist nur in Einzelheiten die Mode mit. Im großen ganzen vermag die strenge französische Bauweise trotz der nahen Vorbilder nur sehr schwer Fuß zu fassen und kommt für die ländlichen Gebiete kaum in Betracht, was in der Folge nachzuweisen sein wird.

Es ist Balthasar Neumann vorbehalten geblieben, diese verschiedenen Strömungen und Richtungen zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufassen. Er hat es verstanden, jeder Eigenart ihr Bestes abzulauschen und sie seinen Zwecken dienstbar zu machen. Er ist dem heiter-prunkhaften Barock des Ostens ebenso zugetan wie den strengen Formen des Westens und knüpft zugleich an den heimischen fränkisch-italienischen Petrinistil an. Unter seiner Führung erreicht die höfische Barockkunst Frankens im Würzburger Residenzbau ihre höchste Blüte. Für die bürgerliche Baukunst ist die Neumann-Periode hauptsächlich wichtig geworden durch ihre fabelhafte Innendekoration und Freude am reichen Schmuck. Denn in diese Zeit fällt das Aufblühen des Rokoko. In Frankreich, wo es als Stil Meissoniers entstand, hielt es sich nur ganz kurze Zeit; die Menge der Gegner ließ es nicht zur vollen Entfaltung gelangen. Umso mehr begeistert wurde es von zahlreichen deutschen Kunstzentren aufgenommen und mit großer Liebe weitergebildet. In erster Linie gehörte dazu der Künstlerkreis, der sich am Würzburger Hof um Neumann



Biblioteka
Pol. Wrocław.

Abb. 6

Randersacker

geschart hatte. Meister wie Bossi, Auvera, Tietz, Ögg und viele andere sehen wir hier auf allen Gebieten der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes tätig und durch sie wird das ganze Land angeregt und befruchtet. Die Handwerker in der Provinz kümmern sich natürlich wenig um Stilreinheit oder gar um französische Vorbilder: sie picken die ihnen zusagenden Motive heraus, vermengen sie mit schon bestehenden Barockformen und bilden sie nach ihrem Geschmack um. So entsteht das lustige, typisch deutsche Rokoko mit seinem übermütig flatternden Bandwerk und den tollen Schnörkeln, in echt deutscher Phantasiefülle und Farbigkeit, das gerade in Unterfranken zu höchster Blüte gelangt.

Als letzter Faktor, der für die Kunstrichtung in Würzburg bestimmend war, ist der Einfluß der schriftstellernden Bautheoretiker zu nennen; diese hatten eine ausgezeichnete

Wirkung in der frühen Barockzeit, solange Phantasie und rein gefühlsmäßige Schöpfungskraft in der Kunst noch stark genug waren. Die theoretischen Schriften schufen ganz allgemein ein höheres Bildungsniveau in Architekturfragen, wenn sie auch den ländlichen Baumeistern, Handwerkern oder gar Auftraggebern kaum je unmittelbar zu Gesicht gekommen sein dürften. Sie boten eine Grundlage, über die man allgemein einig war und auf der alle Einzelwünsche ästhetischer und praktischer Art aufgebaut werden konnten. So gaben sie zum Beispiel durch die ausführliche Behandlung der antiken Ordnungen dem Baumeister die unbedingte Sicherheit im Gebrauch dieses wertvollen Dekorationsmittels, ohne welche schöne und freie Barockarchitektur nicht zu denken ist. Aus jenen Schriften stammt auch die Betonung der drei großen Grundsätze für den Wohnbau: »stark, schön und bequem«, die Gemeingut weitester Volksschichten wurden und zweifellos viel gute Wirkung ausübten. — Im Verlauf des 18. Jahrhunderts wachsen dann allerdings diese Schriften zu einer unübersehbaren Menge an. Sie verlieren sich sowohl für technisch-praktische wie ästhetische Fragen in starre, nüchterne Regeln, sie befehlen alle freie und gefühlsmäßige Kunst und erziehen zur rein verstandesmäßigen Methode. Diese Verknöcherung fällt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zusammen mit dem Aufkommen des klassischen Stils, ein klarer Beweis für das Nachlassen der künstlerischen Gestaltungskraft und das Hinneigen zu mechanisch raffinierten Regeln.

So klingt mit dem Ende des Jahrhunderts die Baukunst aus, bar jedes künstlerisch unbewußten Formens, in armselig nüchternes Theoretisieren, das — außer wenigen Lichtpunkten, wie etwa die kurzen Jahre der Biedermeierzeit — im Verlauf des 19. Jahrhunderts zum völligen Verfall der Baukunst führt.

II. ABSCHNITT

GESTALTUNG DES GRUNDRISSES

I. DAS BAUERNHAUS

In einem reinen Agrarland, wie Unterfranken es bis heute noch ist, kann von einer Trennung zwischen Stadt und Land kaum gesprochen werden. Die Gegenden sind so gleichmäßig fruchtbar, so ebenmäßig besiedelt, daß schon im Mittelalter große Märkte überall den kleinen Städten den Rang streitig machten. Vollends im 18. Jahrhundert verwischten sich die letzten Gegensätze, seitdem das Wahrzeichen der Stadt, die Wehrhaftigkeit, den modernen Waffen zum Opfer gefallen war und die stolzen Mauern und Türme nur mehr als schöne Andenken die Städte zierten. Die Grundrißbildungen in Stadt und Land stehen daher ihrer Entwicklung nach in engstem Zusammenhang. Die bäuerliche Hofanlage bildet naturgemäß die hervorragendste Hausart, sowohl rein zahlenmäßig als auch durch ihren entscheidenden Einfluß auf das bürgerliche Wohnhaus. Eine Untersuchung über die Grundrißtypen beginnt daher zweckmäßig mit der Behandlung des Bauernhofes.

In bezug auf die Wohnverhältnisse zerfällt die landwirtschaftstreibende Bevölkerung in drei deutlich unterschiedene Klassen. Da ist zunächst der regelrechte Bauer, dessen große Hofanlage mit geräumigen Ställen und Nebengebäuden sowohl auf dem platten Land wie in Dörfern und Märkten vorherrscht. Innerhalb der Stadt ist, wie etwa auch im Elsaß, in Baden und der Pfalz, der »Ackerbürger« eine sehr häufige Erscheinung. Auch er lebt wie der Bauer ausschließlich von der Landwirtschaft, doch ist er durch die beengenden Stadtmauern in den Ausmaßen seiner Hofanlage wesentlich beschränkt. Die dritte Klasse setzt sich aus Kleinbauern und Kleinbürgern zusammen, die sehr häufig nicht voneinander zu unterscheiden sind. Sie betreiben die Landwirtschaft nur in ganz kleinem Stil neben ihrem Geschäft oder Gewerbe. Diese Gliederung der bäuerlichen Bevölkerung drückt sich auch in ihren Wohnhäusern aus.

Der Grundriß des unterfränkischen Bauerngehöftes ist folgender: das Wohnhaus liegt mit der Schmalseite an der Straße, daneben der Hof, der vorn durch eine hohe Mauer und das große Einfahrtstor, an den übrigen Seiten durch die Nebengebäude abgeschlossen ist. Eine charakteristische Eigenschaft des Franken fällt hier gleich auf: er liebt es nicht, unmittelbar von der Straße aus ins Haus zu kommen. Erst vom Hof aus führt an der Längsseite der Eingang ins Innere des Hauses. Dadurch erhält der Hof besondere Wichtigkeit und die ganze Anlage eine gewisse Abgeschlossenheit. Nur in vereinzelten Fällen findet sich der Hof vor dem Hause und schließt dasselbe nach französischer Sitte von der Straße ab. Die Gruppierung der Nebengebäude ist sehr selten mit dem Haupthaus in Zusammenhang gebracht. Sie werden als minderwertige Bauten charakterisiert durch eine gewisse Planlosigkeit, mit der sie zum Ganzen gefügt sind. Fast überall ist zu beobachten, daß selbst dann die Nebengebäude denkbar dürftig ausgeführt sind, wenn auch für die

Erbauung des Haupthauses keine Kosten gescheut wurden. Bretterschuppen, dünnwandige Fachwerkbauten mit Lehmfüllungen usw. werden irgendwie, schräg oder gerade, in den Hof gestellt. Umbauten und Anstückelungen sind an der Tagesordnung, so daß diese Bauten immer einen recht provisorischen Charakter tragen und den alten Zustand heute nicht mehr erkennen lassen. Wenige rühmliche Ausnahmen finden sich bei einigen großen Landgasthöfen, deren Stallbauten um einen quadratischen Hof gruppiert sind und sich harmonisch an das Wohnhaus anschließen.

Im Innern des Hauses betritt man zunächst den geräumigen Vorplatz oder »Ern«, der die Treppe ins Obergeschoß enthält und den Zugang zu den Zimmern vermittelt. Der Eingangstür gegenüber liegt die Küche, die meist recht klein und oft schlecht beleuchtet ist. Sie empfängt ihr Licht von der anderen Längsseite, wo das Küchenfenster die einzige Öffnung in der ganzen Hauswand bildet. Dort stoßen entweder Nachbargebäude unmittelbar an, nur getrennt durch den »Winkel«, jenen engen Zwischenraum, der zur Abfuhr des Regen- und Schmutzwassers dient, oder es läuft eine enge Toreinfahrt oder schmale Gasse vorbei. Die Straßenfront des Hauses nimmt stets die Wohnstube ein, von der auf der Küchenseite ein Alkoven zum Schlafen der Eltern abgetrennt ist. An den Ern nach rückwärts zu schließt sich entweder direkt der Stall an oder es liegt zwischen beiden noch eine Kammer eingeschoben. Ein Abort findet sich innerhalb des Hauses nie; als kleine Bretterbude ist er im Hof an irgendein Nebengebäude angebaut.

Das ganze Leben des Bauern spielt sich im Erdgeschoß ab. Das Obergeschoß hat dementsprechend eine völlig untergeordnete Bedeutung und bildet mehr eine Reserve zur Entlastung des Hauptgeschosses. Daß es aber dennoch regelmäßig vorhanden ist, zeugt von dem Raumbedürfnis der Franken, das sie mit den meisten süd- und mitteldeutschen Stämmen gemein haben, ganz im Gegensatz etwa zu vielen Teilen von Norddeutschland, zu Belgien und Holland. Oben prangt der Straße zu die gute Stube, die, gewöhnlich unbewohnt, nur für Gäste oder bei festlichen Gelegenheiten geöffnet wird. Der übrige Teil des Geschosses besteht aus dem kleinen Vorplatz mit der Treppe und einigen Kammern für Kinder und Dienstboten oder für Vorräte. Über dem Stall liegt entweder ein bis unter das Dach durchgehender Heuboden oder eine Anzahl weiterer Zimmer. Die Treppe ist selten bis in den Speicher durchgeführt, eine meist sehr steile und leiterartige Speichertreppe befindet sich gewöhnlich in einer der Nebenkammern. Abort ist im Obergeschoß ebenso wenig vorhanden wie unten.

Der Keller bildet meist einen einzigen unterwölbten Raum unter der ganzen Hausgrundfläche, dessen Zugang entweder direkt vom Hof aus hinunterführt oder es ist im Vorplatz unmittelbar hinter der Haustür eine Falltür angeordnet, durch die man die Kellertreppe erreicht.

Genau die gleiche Anlage wie die des Bauernhauses zeigt im allgemeinen auch das Haus des Ackerbürgers. Hier liegt allerdings der Hof nicht an der Straße, sondern breitet sich in größerer Tiefe hinter dem Hause aus. Dahin führt eine breite Einfahrt, entweder unüberdeckt neben dem Wohngebäude vorbei oder in dasselbe eingezogen und überbaut.

All diese bäuerlichen Anlagen hat die Barockzeit fertig übernommen und an der Raumverteilung nichts geändert. Die Betonung der regelmäßigen Außenseite macht sich im Grundriß erst ganz allmählich geltend. Während gleichmäßige Achseneinteilung, exakt rechtwinkliger Grundriß, blinde Fenster u. dgl. schon im 17. Jahrhundert häufig an Schulhäusern, Rathhäusern, auch Pfarrhäusern auf dem Lande zu finden sind, setzen alte Überlieferung und Gewohnheit diesen neuen ästhetischen Forderungen beim Bauernhaus großen Widerstand entgegen. Die ganze Barockzeit hindurch schmiegt sich das Haus in schiefen Winkeln, mit gebrochenen Längsseiten, an die Straßen und Gassen an. Die Fensterachsen werden zwar nach Möglichkeit regelmäßig verteilt, doch ist das keineswegs eine unüber-tretbare Vorschrift. Je nachdem es die Räume innen erfordern, rücken sie bald weiter



Abb. 7

Frickenhausen

auseinander, bald näher zusammen. Charakteristisch ist die Behandlung der schmalen dreifenstrigen Straßenfront, die doch wahrlich ein verlockendes Angriffsfeld für Symmetriegelüste bot: ursprünglich ist die große Wohnstube, entsprechend ihrer Bedeutung, gut beleuchtet durch eine stattliche, malerisch wirkende Gruppe von zwei bis drei zusammengefaßten Fenstern auf die Straße hinaus, während der Alkoven sich mit einem kleineren Fenster begnügen muß. Diese Einteilung bleibt auch in der frühen Barockzeit durchaus das normale, und erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts tritt die ganz regelmäßige und langweilige, für das Innere so sinnlose Dreiteilung der Fassade allgemein auf, die heute ohne Ausnahme gedankenlos angewandt wird. Auch der Mittelgang mit der Eingangstür an der Straße kommt nur vereinzelt zur Anwendung, ergibt fast immer unzweckmäßige und schematische Resultate und bürgert sich daher nicht ein. Im ganzen bleibt das Ergebnis der Barockzeit in bezug auf den Bauernhausgrundriß ein negatives: er wird aus der Vorzeit übernommen ohne wesentliche Änderung.

2. DAS KLEINBÜRGERHAUS

In ländlichen Verhältnissen unterscheidet sich das Kleinbürgerhaus vom Bauernhof nur durch sein räumlich bescheideneres Auftreten, zumal in bezug auf den Hof und die Nebengebäude. Ein charakteristisches Beispiel für Bauten dieser Gattung bietet ein Weinbauernhäuschen in Escherndorf (Blatt 1). Es liegt mit der Schmalseite an der Dorfstraße, nur durch den sogenannten Winkel vom Nachbarhaus getrennt. An der anderen Längsseite liegt der kleine Hof, der rückwärts vom Kelterschuppen, auf der dritten Seite von kleinen Ställen, nach der Straße zu von Mauer und Hoftor eingeschlossen wird. Wohnstube, Alkoven und Küche liegen genau in der gleichen Anordnung wie im Bauernhaus. Nach rückwärts ist, zugänglich durch den Mittelgang, noch ein weiteres Zimmer angefügt. Die Straßenseite des Obergeschosses nimmt das Prunkzimmer mit angehängter Schlafkammer ein. Nach rückwärts schließen drei weitere Kammern sich an. Die ganze Anlage, eine durchaus einheitliche Barockschöpfung, ist in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts entstanden. Diese Art Häuschen treten geradezu massenweise auf und bilden neben den Gehöften noch heute den Hauptbestandteil der ländlichen Siedlungen. In der Einteilung, in den Größenverhältnissen und, wie wir noch sehen werden, sogar im Aufriß, sind sie einander so ähnlich, daß, ebenso wie beim Bauernhaus, von ausgesprochener Typisierung die Rede sein kann. Ein typisches Merkmal der Zeit stellt die vorzügliche Raumausnutzung auf engstem Grundriß dar sowie die äußerst solide Bauweise.

Auch in den Städten und Märkten spielen Grundrißanlagen dieser Art eine große Rolle, sofern die Häuser mindestens nach zwei Seiten frei stehen. Infolge der herrschenden weitläufigen Bauweise finden sich solche einseitig eingebaute Häuser in großer Zahl, denn die Häuserblöcke sind durch die vielen abzweigenden Seitenstraßen oder Sackgassen meist nur drei bis vier Häuser breit. In diesem Falle liegt der Eingang an der Gassenseite des Hauses, und daneben, der Lichtverhältnisse halber, die Küche. Die Schmalseite an der Hauptstraße nimmt der Laden ein, der einen besonderen Zugang erhält. Daran schließen sich Stube und Küche an, meist recht eng, zuweilen auch in einem Raum vereinigt, wenn sie nicht beide ins Obergeschoß verdrängt werden. Den Platz des Stalles im Bauernhaus nehmen Lager und gewerbliche Räumlichkeiten ein, an die sich der kleine Hof anschließt. Je nach Bedarf befinden sich hier unregelmäßige, meist provisorische kleine Holzbauten: Ställe, Schuppen und ein kleines Bretterhäuschen als Abort. Das Obergeschoß beherbergt wieder die gute Stube und die Schlafzimmer, in Häusern mit zwei Obergeschossen scheinen auch Küche und Wohnstube meist im ersten Stock gelegen zu haben. Doch wurden die Häuser im Laufe der Zeit so oft umgestaltet, daß der alte Zustand sich nur in den seltensten Fällen erkennen läßt. Während früher eine Familie das ganze Haus bewohnte, sind jetzt fast überall die Stockwerke einzeln vermietet. Vor allem die ehemals sehr geräumigen Vorplätze auf jedem Stockwerk finden sich fast nirgends mehr im ursprünglichen Zustand, sondern meist in Räume aufgeteilt.

Bei beidseitig eingebauten Häusern kleinbürgerlicher Abmessungen hat der Grundriß keinerlei Ähnlichkeit mit dem Bauernhauschema, sondern weist deutliche Spuren selbständiger, städtisch bürgerlicher Entstehung auf. Der Eingang, beziehungsweise die Einfahrt liegt ursprünglich, selbst bei ziemlich großen Hausbreiten, wegen der Platzersparnis nicht in der Mitte der Front, sondern führt seitlich, einer Außenmauer entlang, ins Haus. Der übrige nach der Straße zu liegende Teil des Gebäudes bleibt als geschlossenes Ganzes für gewerbliche Räume oder Läden frei, hier und da auch für Wohnzwecke. Im rückwärtigen Hausteil, der vom Hof aus beleuchtet wird, befindet sich noch ein Zimmer — bei zweigeschossigen Häusern die Küche — und der geräumige Ern, von dem aus die Treppe nach den oberen Stockwerken führt. Dort wiederholt sich die Anordnung des Ern mit der danebenliegenden Kammer. Die Straßenseite nehmen zwei geräumige Zimmer ein.



Abb. 8

Marktbreit

Zwischen den vorderen und den rückwärtigen Räumen liegen, zumal in tiefen Häusern, noch eine oder mehrere Kammern, die nur indirekt vom Ern aus Luft und Licht erhalten. (Blatt 6: Protestantisches Pfarrhaus in Kitzingen und Haus Stöcklein in Dettelbach.)

Dieser Grundriß, der den Eingang seitlich in der Fassade vorsieht, findet sich seit dem Mittelalter in fast allen Städten und Ortschaften und bleibt vielfach die ganze Barockzeit hindurch trotz aller Symmetrieleidenschaft erhalten. Gleichzeitig jedoch wird mit wachsender Liebhaberei der Eingang in die Mitte der Straßenfront verlegt, die Räume werden auf beide Seiten des Mittelganges verteilt. Diese Anordnung erfordert unbedingt größere Frontbreiten als die seitliche Lage des Hausganges. Doch waren entsprechende Bauplätze nach dem Kriege viel leichter zu haben als vorher. Die Möglichkeit, stattlichere Straßenfronten zu errichten und der gleichzeitig aus Italien eindringende Fassadenkult trugen gemeinsam dazu bei, die Fassade zu betonen und vor allem die Mitte durch besondere Ausgestaltung hervorzuheben. Für den Grundriß bringt diese Änderung folgende Entwicklung mit sich: der Hausgang bleibt zunächst gemächlich breit und behält den Charakter des Ern bei, teilt auch nicht immer das Haus in zwei genau gleiche Teile. Auf der einen Seite liegt die Stube mit dem Alkoven, daran anschließend die Küche, auf der anderen Seite eine zweite Stube oder der Laden, beziehungsweise die Werkstatt oder sonstige gewerbliche Räume. Die Treppe ist entweder innerhalb des Mittelganges, oft an dessen rückwärtigem Ende gelegen, oder aber seitwärts rechtwinklig zu ihm. Im Obergeschoß liegen nach der Straße zu, wie gewöhnlich, zwei Zimmer, von denen das eine meist ohne direkten Zugang ist. Nach rückwärts wird der Mittelgang meist durchgeführt und erhält ein Fenster nach dem Hof. Der unbeleuchtete Mittelteil wird bei tiefen Häusern durch Alkoven nutzbar gemacht oder man nimmt seine Zuflucht zu Fenstern, die auf den Winkel oder nach Lichtschächten führen. In einfachster ländlicher Weise zeigen diese Anordnung das Haus Nr. 15 in Astheim und Nr. 43 in Escherndorf, in etwas größeren Verhältnissen das Haus Mechler in Sommerach und Haus Nr. 3 in Frickenhausen (Blatt 2 und 4 und Blatt 3 und 1). Diesen Grundriß hat die Barockzeit sehr geliebt, ihn von Anfang an gern neben dem unsymmetrischen angewandt und viele reizende Bauwerke damit geschaffen. Jedoch neigt er seinem Wesen nach zur Schematisierung: der Flur wird schmaler, die Treppe nüchtern und gleicharmig, ohne Zusammenhang mit dem Gang beiseite geschoben, die Fassade in eine ungerade Zahl von Achsen aufgeteilt und der Eingang streng symmetrisch in die Mitte gelegt. Diese Erscheinungen treten aber, wie gesagt, keineswegs schon mit dem Auftauchen des Symmetriegedankens ein, der seit dem Dreißigjährigen Krieg in die ländliche Architektur einzudringen begann. Trotz aller Predigten der theoretischen Bücherarchitekten ist in der eigentlichen Barockzeit von leblosem Schematismus noch wenig zu spüren. Erst der französische Einfluß des späteren 18. Jahrhunderts, der über die Fürstenhöfe und großen Städte in die Provinz gesickert war, bringt zusammen mit den erwähnten Theoretikern das Erstarren in strenge Regeln mit sich. Alle maßgebenden Architekten am fürstbischöflichen Hofe, ja sogar Neumann, greifen das bequeme Grundrißschema auf und wenden es, ob es paßt oder nicht, gedankenlos überall an, selbst bei freistehenden Häusern und ländlichen Höfen. Da kann es nicht wundernehmen, wenn gegen Ende des Jahrhunderts auch auf dem Lande das Gefühl dafür allmählich verschwand, daß das Innere besonderen Anforderungen und Wünschen des Bauherrn gerecht zu werden habe, das Äußere aber im Zusammenhang mit dem Inneren stehen müsse. Statt dessen wurde tatsächlich, wie es in allen Lehrbüchern stand, lediglich nach Maßgabe der gleichmäßig ausgezirkelten Fensterachsen gebaut.

3. DAS GROSSE GEBÄUDE

In Dörfern und Märkten ist das große Bürgerhaus nichts anderes als ein vergrößertes Bauernhaus. Seine Bewohner, wohlhabend gewordene Weinhändler, Kaufleute u. dgl.,



Abb. 9 Prieschenstadt

haben die Tradition ihrer Abstammung in ihren Wohnansprüchen beibehalten. Daher weicht der Grundriß, abgesehen von vergrößerten Raumbedürfnissen, kaum von dem des Bauernhauses ab. Ein charakteristisches Beispiel für diese Gebäudeart bietet das Haus eines Weinbergbesitzers und Weinhändlers in Escherndorf am Main, das Schliermannhaus (Blatt 4). Es liegt an einer Straßenkreuzung und macht mit seiner Länge von 24 m, dem gemütlichen Mansardendach und den sauberen, regelmäßigen Fenstern einen äußerst behäbigen Eindruck. Im Grundriß des Erdgeschosses kehrt das oft besprochene Prinzip wieder: seitlicher Eingang vom Hofe aus, gegenüber die Küche, nach vorne Wohn- und Eßzimmer, rückwärts links und rechts des Ganges eine Reihe weiterer Wohnräume. Im Obergeschoß liegt nach der Straße zu ein großes Schlafzimmer nebst Alkoven und Kammer,

daran schließen sich einige kleinere Räume und auf den Garten hinaus, an der Rückfront, zwei äußerst stattliche, durch eine Flügeltür verbundene Prunkzimmer. Merkwürdig ist, daß keine Spuren einer ursprünglichen Abortanlage zu finden sind. Dies ist umso mehr überraschend, als der Hof wesentlich tiefer liegt als das Erdgeschoß und nur über eine Treppe zu erreichen ist, so daß ein dort angebrachtes »Privet« für ein so wohlhabendes Haus erstaunlich viel Unbehagen mit sich brachte. Bei manchen Häusern ganz ähnlicher Art ist der Mittelgang im Erdgeschoß bis auf die Straßenfront durchgeführt, nur weil der Erbauer nicht auf einen »herrschaftlichen Eingang« mit prunkvollem Portal verzichten wollte. Gründe dieser Art spielen gerade in der Barockzeit mehr als je eine Rolle und sind schließlich durchaus anzuerkennen, wenn der Grundriß nicht in wesentlichen Stücken darunter leidet.

In der Stadt treten für das große Wohnhaus die gleichen Grundrißprinzipien auf, wie sie sich in den kleinen und mittleren Bürgerhäusern fanden. Die Tendenz, den Haupteingang nicht auf die Hauptstraße, sondern in die Gasse an der Seite des Hauses münden zu lassen, ist häufig auch hier vorhanden, und die Entwicklung aus dem Bauernhause ist sogar bei so stattlichen Häusern wie dem Kaufmannshause der Meißner in Volkach noch deutlich zu erkennen (Blatt 9). Im allgemeinen aber schließen sich die bedeutenden Bürgerhäuser der unterfränkischen Städte dem herrschenden, über ganz Deutschland verbreiteten Typus des großen Kaufmannshauses der Barockzeit an. Die große Durchfahrt nach dem rückwärts gelegenen Hof führt, entweder seitlich oder, zumal später, in der Mittelachse durch das Gebäude hindurch. Überwölbte Lager- und Verkaufsräume haben die Wohnstube aus dem Erdgeschoß völlig verdrängt. Der Hof tritt sehr selten architektonisch in Erscheinung, auch wenn er ganz umbaut als Binnenhof auftritt. Trotz der zahlreichen, nahen Vorbilder an hervorragenden Kloster- und Schloßhofanlagen der Zeit, an großen Bürger- und Domherrenhöfen in Würzburg reicht der Sinn und das Können der kleinen bürgerlichen Bauherren und Baumeister zu einheitlicher Gestaltung des Hofes nirgends aus. Auch da, wo den Größenverhältnissen entsprechend eine selbständige Behandlung durchaus möglich wäre, fehlt jeder Ansatz dazu. Der Hof bleibt immer als Reststück übrig, vollkommen abhängig von der zufälligen Gestalt des Baublockes und den Grundflächen der ihn einschließenden Häuser. Das Günthersche Haus in Marktbreit möge zur Erläuterung dienen (Blatt 5). Hier war die Möglichkeit einer künstlerischen Hofanlage durchaus gegeben, wurde aber nicht ausgenützt. Eine ganz seltene Ausnahme stellt das Schelfenhaus in Volkach dar, das nicht nur seiner inneren Ausstattung, sondern auch seiner vorzüglichen Grundrißanlage nach, zu den schönsten Häusern seiner Art gehört (Blatt 8). Aus einem ganz unregelmäßigen Bauplatz, der von zwei Seiten eingebaut ist und obendrein schiefwinklig an die Straße grenzt, ist hier ein stattlicher, rechteckiger Hof herausgeschnitten, der trotz einiger Unregelmäßigkeiten höchst einheitlich und geschlossen wirkt.

Die Wohnräume der großen Stadthäuser sind, wie erwähnt, in den Obergeschossen untergebracht, und zwar, wie überall, die Wohn- und Prunkzimmer auf die Straße hinaus. Die Schlafkammern, vor allem das große Elternschlafzimmer, werden soweit irgend möglich nach dem Hof hinaus angeordnet. Ist ein zweites Obergeschoß vorhanden, so liegt häufig dort das große, saalartige Prunkgemach, während sich im ersten Stock zwei Wohnzimmer befinden. Ebenso wie in kleinen Häusern hat auch hier dieses Zimmerpaar häufig nur einen einzigen Zugang vom Vorplatz aus. Man könnte auf den Gedanken kommen, der starren Fenstereinteilung, die mit den Wänden des Flurs leicht kollidiert, die Schuld zu geben, wie dies zweifellos häufig der Fall ist. Diese Vermutung trifft aber keinesfalls immer zu, da in vielen Fällen ein besonderer Eingang ohne weiteres hätte geschaffen werden können. Zum Beispiel brauchten bei dem Haus Escherndorf Nr. 43 (Blatt 4) die beiden Zimmer nur vertauscht werden; ebenso hätten bei dem Meißner-Haus in Volkach nur die Zimmergrößen gewechselt werden müssen, um den Mangel zu beheben (Blatt 9).



Abb. 10

Freudenberg

Diese unpraktische Einrichtung war aus dem 16. und 17. Jahrhundert überkommen: sie fand sich damals unter dem Namen »Kreuzteilung« überall. Merkwürdig ist, daß weder das Barock mit seiner Liebe zur Bequemlichkeit, noch die später eindringenden französischen Lehren von der »commodité« etwas an dieser Sitte zu ändern vermochten, sondern dies Überbleibsel einer primitiveren Wohnkultur ruhig bestehen ließen.

Ein sehr geachteter und beliebter Raum ist der Vorplatz oder Ern, der auch in der Barockzeit keineswegs die wichtige Rolle einbüßt, die er in der heimischen Bauweise das ganze Mittelalter hindurch gespielt hat. Er kommt sogar noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts häufig vor, was um so mehr überrascht, als diese Zeit vor allem gedrängte Komposition mit nüchtern praktischer Raumausnutzung als Haupterfordernis predigte, wie aus allen Architekturschriftstellern deutlich hervorgeht. Der Vorplatz wird bewußt als einheitlicher Raum betont und mit einer für heute höchst unpraktisch erscheinenden Platzverschwendung gestaltet. Manchmal nimmt er die ganze Hausbreite ein oder läßt nur Platz für schmale, indirekt von ihm aus beleuchtete Kammern. Während er früher meist mangelhaft beleuchtet war, erhält er in der Barockzeit entweder von der Gassenseite oder von der Rückfront her gutes Licht. Da die großen Vorplätze durchweg auch in kleinen Bürgerhäusern auftreten, können sie unmöglich nur aus repräsentativen Gründen entstanden sein. Sie dienten offenbar in ausgiebigem Maße zum Abstellen von Waren und Hausgeräten, zum Aufstellen von Schränken und Truhen, als Kinderspielplatz usf. Es scheint hier also wirklich ein Bedürfnis vorgelegen zu haben, das richtig erkannt und entsprechend gestaltet wurde. Heute, da die meisten Häuser, besonders die dreistöckigen, Etagenmietshäuser geworden sind, hört man nur Klagen und Unverständnis gegenüber dieser Platzverschwendung, die oft ein Viertel, ja ein Drittel des gesamten Stockwerks unbewohnbar mache. Mit dem Eindringen französischer Grundrisse wird zwar der allzu große Vorplatz aufgegeben. Trotzdem bleibt er zusammen mit der Treppe ein wichtiger, einheitlicher Raum, von dem aus erst die schmalen Gänge zu den Zimmern führen. Wie wichtig der Vorplatz erachtet wurde, das drückt sich deutlich in seiner dekorativen Ausgestaltung aus, auf die näher einzugehen Sache eines späteren Kapitels sein wird. Unsere Grundrißskizzen zeigen besonders schöne Vorplätze, zum Beispiel im Gasthof zum Bären in Kitzingen, im Geroldshofener Pfarrhaus und im Schelfen-Haus in Volkach (Blatt 2, 3 und 8).

Die Küche liegt im ersten Stock, gegenüber der Treppe, und hat oft ein Guckfenster auf diese heraus. Sie ist vom Vorplatz aus zugänglich und fällt dem Eintretenden als erstes in die Augen. Das ganze Haus kann von hier aus überwacht werden. Es war in der Barockzeit das Gefühl noch vorherrschend dafür, daß die Küche ein höchst ehrenwerter und wichtiger Teil des Hauses sei, der sich keineswegs unter die Wirtschafts- und Nebenräume abseits verkriechen müsse, dem im Gegenteil ein bevorzugter Platz gebühre. Diese zentrale Lage der Küche findet sich keineswegs nur in kleinen Bürgerhäusern, sondern auch in denen reicher Patrizier, wie im Günther-Haus zu Marktbreit, im Bären zu Kitzingen oder im Meißner-Haus in Volkach (Blatt 5, 3 und 9), wo gewiß nicht nur die Frau des Hauses die Küche besorgte, sondern zweifellos mehrere Diensthofen vorhanden waren. Merkwürdig aber, und vielleicht charakteristisch für das Frankenland, ist, daß die Küche im Verhältnis zum ganzen Hause meist erstaunlich klein ist. Diese Erscheinung findet sich nicht nur in kleinen Wohnungen, sondern oft gerade in den stattlichsten Bürgerhäusern. Dazu kommt, daß in schmalen Gebäuden die Küche, wie schon früher erwähnt, oft gegen den Winkel zu liegt. Diese Lage hat zwar den großen Vorzug, daß die Entfernung der Abfälle und des Schmutzwassers auf höchst einfache Weise durch den Ausgußstein in den Winkel erfolgen kann. Dem steht aber der große Nachteil der schlechten Beleuchtung und der Unmöglichkeit einer genügenden Lüftung gegenüber. Die Küche im Meißner-Haus in Volkach sucht diesem Übelstand durch einen weiten Lichtschacht zu begegnen. Ob dieser allerdings von Anfang an mit dem Haus geplant war,

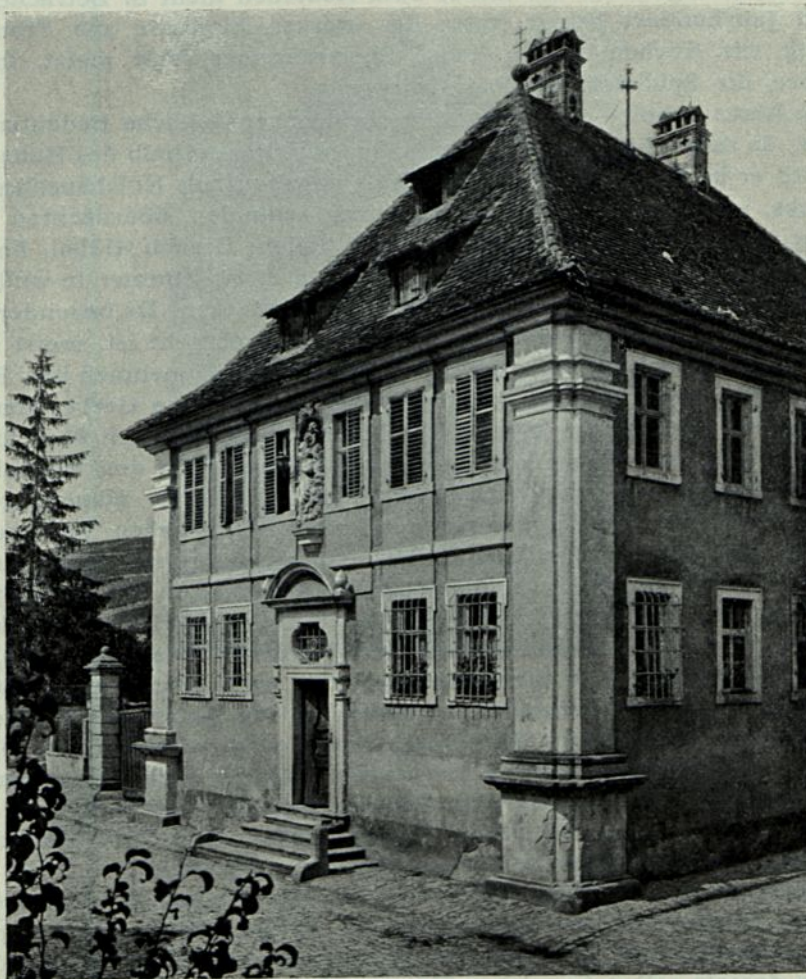


Abb. 11

Frickenhausen



ist bei den vielen Umbauten desselben nicht zu ermitteln. Er ist jedenfalls die einzige Lösung dieser Art, die festgestellt werden konnte. Ferner ist auffallend, daß in dieser Zeit, die einerseits gute alte Erfahrungen zu verwerten und beizubehalten wußte, andererseits die Schlagworte von der Bequemlichkeit und der guten Raumaufteilung immer im Munde führte, Nebenräume zur Küche fast regelmäßig fehlen. Dies ist umso mehr verwunderlich, als für Küchen im Obergeschoß der Keller zum Abstellen nicht in Betracht kommt. Auch das spätere 18. Jahrhundert bringt, trotz der starken Einflüsse aus Frankreich, hierin wenig Änderung. Die Küchen bleiben klein, Speisekammer fehlt meist, in kleinen Verhältnissen immer, die Spülküche erscheint nirgends.

Auch dem Abort scheint durchweg eine recht nebensächliche Bedeutung zugemessen worden zu sein. In den seltensten Fällen befindet er sich innerhalb des Hauses, oft fehlt er ganz. Meist wird er im Hof an ein Nebengebäude angebaut, als Holzhäuschen in der Höhe des ersten Stocks, von wo aus er dann durch einen schmalen, überdachten Balkon zu erreichen ist. Der noch im 17. Jahrhundert vielfach übliche Brauch (Göbel, Entwicklung des süddeutschen Bürgerhauses), ihn in den Ern oder gar in ein Zimmer in auffälliger und unhygienischer Weise einzubauen, ist nirgend mehr zu entdecken. Da besondere Gruben eine Seltenheit waren, liegt der Abort, wenn er im Hause angebracht ist, meist an der Mauer, bei welcher außen der Winkel vorbeiführt, der den Unrat aufzunehmen hat. Eine besonders ursprüngliche Anlage dieser Art hat das sonst sehr ansehnliche Gerber-Haus in Ochsenfurt, Spitalgasse, wo der Sitz des Abortes im Obergeschoß einfach über die Hausmauer hinausgekragt ist und, ohne irgendeine weitere Einrichtung, in den Winkel führt. Meist sind jedoch Rohrleitungen vorhanden, die gern in die dicken Mauern gelegt werden. Diese Lösung scheint man auch amtlicherseits bevorzugt zu haben, was aus zahlreichen Plänen der Zeit, die auf das fürstliche Landbauamt zurückgehen, ersichtlich ist. (Kreisarchiv Würzburg: Würzburger Risse, Pläne zu den Protokollen des Domkapitels und der Stifte.) Sehr nett untergebracht ist das »Privet« im Schelfen-Haus in Volkach (Blatt 8): unter der Speichertreppe versteckt, ist es an der Rückseite des Vorplatzes, symmetrisch zur Treppentür, eingebaut. Im übrigen scheint man es auch späterhin mit der Einrichtung der Aborte nicht sehr genau genommen zu haben. In den Akten des fürstlich würzburgischen Landbauamtes (Kreisarchiv Würzburg) findet sich noch nach 1780 sehr oft Erwähnung von einzurichtenden »Privets« und davon, daß dies nicht geschehen. Auch Vogts gibt in seinem »Mainzer Wohnhaus« zum Beispiel an, daß trotz Vorschrift im Landrecht von 1755, wonach jedes Haus ein Privet haben mußte, nach den Visitationslisten von 1765 zu schließen, ganze Häuserreihen ohne Abortanlage waren.

Bei der Behandlung der Küche ist schon auf den Mangel einer Speisekammer und ähnlicher Räume hingewiesen worden. Auch die übrigen Nebenräume für Holz, Hausgerät und zum Aufstellen der Schränke, die heutzutage als dringend notwendig empfunden werden, fehlten damals selbst in reichen Häusern fast immer. Der Grund dafür dürfte zu suchen sein in der geringen Kostbarkeit des Platzes innerhalb der Wohnungen, da das Einfamilienhaus die Regel bildete. Dadurch blieb leicht ein Zimmer oder eine Kammer übrig, in denen alles verstaut werden konnte. Dies ist heute deshalb nicht mehr möglich, weil in den meisten dieser Häuser zwei oder mehr Parteien wohnen. Natürlich war der Speicher ein gegebener Stapelraum, und außerdem konnten in die oft sehr großen Vorgelege der Rauchkamine kleinere Dinge abgestellt werden. Einen weiteren Nebenraum hatten diejenigen Häuser, bei denen die Speichertreppe in einem eigenen Gelaß lag, das als Holzkammer verwendet werden konnte. Die Ausnützung anfallender Ecken und Winkel zu Wandschränken, kleinen Kämmerchen usw., wie sie der französische Baumeister bis zur Vollendung durchführt, bleibt auch in der späteren Zeit des 18. Jahrhunderts in Unterfranken immer Ausnahme und bedeutet dann den Ausdruck der besseren Schulung und größeren Sorgfalt des jeweiligen Baumeisters.



Abb. 12 Arnstein

Vom Standpunkt der Wohnkultur aus betrachtet, beweisen die ländlichen Wohnanlagen, in der Zusammenfassung und Anordnung der bisher besprochenen einzelnen Räume, ein erstaunlich starkes Beharren in alten Gewohnheiten und eine große Zurückhaltung in der Übernahme neuer Gedanken. Viele wirklich gute Errungenschaften des 18. Jahrhunderts gehen der großen Masse der kleinbürgerlich ländlichen Wohnbauten verloren, zumal die Grundsätze der im französischen Sinne verbesserten Wohnkultur. Immer wieder drängen praktisch-ökonomische oder rein bautechnische Gesichtspunkte die des erhöhten Wohnbedürfnisses in den Hintergrund. Im Lauf der Betrachtung wurde festgestellt, daß geschickte Raumausnutzung und bewußt praktisches Zusammenkomponieren keineswegs allgemein, sondern nur ganz vereinzelt vorkam. Es hat sich im Gegenteil eine

so unbequeme Einrichtung, wie das Zimmer ohne direkten Eingang, die ganze Barockzeit hindurch erhalten.

Auch jener Forderung, daß der Zweck jedes Raumes schon durch seine Lage im Grundriß eindeutig bestimmt sein müsse, wurde selbst bei stattlichen Bauten in den meisten Fällen nur geringe Rechnung getragen. So zum Beispiel im Schelfen-Haus, wo eine Reihe von Zimmern ohne Verbindungsgang und ohne Nebengasse aneinander gereiht sind und den ihnen zugedachten Zweck durchaus nicht erkennen lassen (Blatt 8). Eine rühmliche Ausnahme stellt der Rückteil des Meißner-Hauses in Volkach dar, dessen sinnvolle Anordnung selbst für französische Begriffe ein hübsches »Appartement« bedeutet (Blatt 9). Hier liegt neben dem großen Schlafzimmer ein geräumiger Alkoven für die Betten und, von demselben getrennt, ein gut beleuchtetes, reichlich bemessenes Ankleidezimmer. Außerdem ist vom Schlafzimmer aus noch ein kleines Wohn- beziehungsweise Kinderzimmer zugänglich, so daß eine wohnliche Raumgruppe entsteht. Ebenso nennenswert erscheint die Schlaf- und Prunkzimmeranlage des Schliermann-Hauses in Escherndorf (Blatt 4).

Wenn einerseits die Barockzeit mit ihren Forderungen erhöhter Wohnkultur in den ländlichen Gegenden Unterfrankens nicht durchdrang, so wurde andererseits durch dies eigenwillige Festhalten am Althergebrachten vermieden, daß allzu bereitwillig landfremde Sitten, die weder zu den Lebensgewohnheiten der Bevölkerung noch zu den Größenverhältnissen der Bauten paßten, aus den repräsentativ orientierten und theoretisierenden Lehrbüchern übernommen wurden. Der schematische Grundriß blieb bis gegen Ende des Jahrhunderts absolute Ausnahme und seine große Ausbreitung dem 19. Jahrhundert vorbehalten.

Einer besonderen Erwähnung bedürfen die Keller, die hierzulande mit ganz außergewöhnlicher Sorgfalt behandelt sind und deren Dimensionen oft erstaunliche Größen annehmen. Von alters her war der Weinbau in der ganzen Gegend eine wesentliche Quelle der Wohlhabenheit. Besonders nach dem Dreißigjährigen Krieg bildete der Wein einen Hauptausfuhrartikel, weshalb seine Erzeugung durch die Fürstbischöfe in jeder Hinsicht gefördert wurde. Die Form der Keller ist die gewölbte Tonne, die sich meist von einer Langseite des Hauses zur anderen als Halbkreis oder Korbbogen über die ganze Länge der Grundfläche spannt. Andere Gewölbeformen kommen nie vor; dagegen trifft man für den Vorkeller ab und zu Holzbalkendecken, die auf mächtigen, von Holzsäulen gestützten Unterzügen ruhen (Schliermann-Haus in Escherndorf, Blatt 4). Die Höhe des Gewölbes ist immer ziemlich beträchtlich, sowohl der hohen Fässer halber, als auch zur besseren Erhaltung des Weines. Die gewaltigen Mauerstärken gehen fast nie unter einen Meter Durchmesser herunter. Die Kellerfenster oder Luken setzen sich nach unten als senkrecht in die Tonne eingeschnittene Schächte fort, wodurch verhindert wird, daß direktes Tageslicht eindringt. Überdies sind die Fenster das ganze Jahr hindurch mit Holzläden verschlossen und werden nur zum Durchlassen von Schläuchen oder bei größeren Arbeiten geöffnet. Das Material der Kellermauern besteht aus Bruchstein und Kalkmörtel. Die Innenseite ist verputzt. Der Bodenbelag wechselt zwischen gestampftem Lehm, Kalkestrich und Pflasterung mit Bruch- oder Backsteinen. Neben dem wichtigsten Keller, unter dem Haus, finden sich vielfach mehrere andere in verschiedenen Höhenlagen, die, unter Nebengebäuden, Hof oder Garten liegend, miteinander in Verbindung stehen. In den meisten Fällen ist außer dem Weinkeller wenigstens noch ein kleiner Keller für die Küche vorhanden. Besonders schöne Keller sind dort zu finden, wo das Haus über oder an einem alten Stadtgraben erbaut ist, wie dies zum Beispiel beim Pfarrhause in Kitzingen der Fall ist, wo sich ein gewaltiger Keller unter einer Reihe von Häusern hinzieht.



Abb. 13

Mainbernheim

III. ABSCHNITT

ÄUSSERER AUFBAU

1. AUFBAU UND GLIEDERUNG DER WAND

Vor dem Dreißigjährigen Kriege war in Unterfranken, wie in den meisten Gegenden Deutschlands, der Fachwerkbau die allgemein gebräuchliche Bauweise, auf dem Lande wie in der Stadt. Wenige Zeit nach dem Kriege bringt die aus fremden Landen eindringende moderne Bauauffassung sein Ansehen merklich ins Sinken. Das Steinhaus wird das Ideal eines schönen und guten Hauses und der Fachwerkbau muß sich mit der Rolle einer zwar preiswerten, aber sehr wenig vornehmen Bauart begnügen. In der armen Zeit kurz nach dem Kriege bleibt allerdings die neue Auffassung vorerst Theorie und der teure Steinbau beschränkt sich auf Ausnahmen. Dennoch bürgert sich der neuzeitliche Geschmack rasch ein, und bald ist das Fachwerk so verpönt, daß es sich nirgends mehr unverhüllt zeigen darf. So weit es noch aus der Vorzeit besteht oder aus finanziellen Gründen nicht umgangen werden kann, wird es unter allen Umständen verputzt oder verkleidet. Den schlechten Ruf des offen sichtbaren Fachwerks beweist drastisch eine kleine Begebenheit in Geroldshofen: anlässlich eines bevorstehenden Besuchs des Fürstbischofs wurden hier auf Kosten der Stadt, laut Rechnungen, 14 alte Holzhäuser auf einmal verputzt (Stadtarchiv Geroldshofen, Ratsprotokolle).

Dennoch konnte der neue Stil nicht ganz auf den Holzbau verzichten. Wo Geld gespart werden mußte, wurde die ganze Barockzeit hindurch ein Mittelding zwischen Stein- und Fachwerkbau angewandt, das bis heute für viele Ortschaften charakteristisch geblieben ist. Das Erdgeschoß wird, seiner vorherrschenden Bedeutung entsprechend, in Stein, das Obergeschoß in Fachwerk ausgeführt. Dieses ladet etwa 15 bis 20 cm über die untere Wand aus und bringt dadurch eine sehr angenehme Horizontallinie in die Fassade. An derjenigen Hausseite, an welcher Balken parallel zu der Mauer liegen, ist die Vorkragung meist einfach abgeschrägt, dagegen sind da, wo die Balkenköpfe sichtbar werden, diese bündig mit der oberen Wand abgeschnitten und untereinander durch kleine, in Mörtel geformte Halbkreisbogen verbunden. Beide Geschosse erhalten gleichmäßigen Putz und Anstrich und unterscheiden sich äußerlich nur dadurch voneinander, daß die Fenstergewände des Erdgeschosses aus Stein, die des oberen Stockwerkes aus Holz bestehen. Diese gemischte Konstruktion findet sich hauptsächlich in ländlichen Verhältnissen, kommt aber auch in Städten und sogar in Würzburg vor.

Um 1680 beginnen die ganz aus Stein errichteten Häuser langsam zahlreicher zu werden. Insbesondere ist es die fürstbischöfliche Regierung, die energisch damit beginnt, alle neuen Pfarrämter, Benefiziatshäuser, Kellereien usf. ganz in Stein aufzuführen. Die eifrigen Mahnungen der Lehrbücher und Behörden tragen gemeinsam mit dem wachsenden Reichtum des Landes zur raschen Verbreitung des Steinbaues bei, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts zur unbedingten Vorherrschaft gelangt, bis hinab in die kleinen



Abb. 14

Dettelbach

Märkte und Dörfer. Als Material dient bei weitem am häufigsten Bruchstein von Muschelkalk oder Sandstein. Auch die flachen Entlastungsbogen über Fenster- und Türöffnungen sowie die großen Tor- und Ladenbogen werden aus Bruchstein hergestellt. Die Zierglieder der Fassade sind zum Teil roh aus der Wand vorgemauert und erhalten ihre feineren Formen durch den Putz. Ziegel kommen an Außenmauern sehr selten vor, ebenso wie Wände aus behauenen Werkstücken, die der großen Kosten halber nur an reichen Häusern zu finden sind und mit Bruchstein hintermauert werden.

Die äußere Architektur der Häuser ist anfänglich von großer, fast primitiver Einfachheit. Auf einem niedrigen, kaum vorspringenden Sockel erhebt sich die glatt verputzte Wand, die nur durch die angenehmen Formen der Tür- und Fensteröffnungen belebt wird.



Abb. 15

Mergentheim

Die Gewände sind glatt, ohne jede Zierform. Ein Gurtgesims zwischen Unter- und Obergeschoß ist ursprünglich nicht vorhanden, wird aber allmählich zur Regel. Die beiden Stockwerke sind von gleicher oder annähernd gleicher Höhe, ganz im Gegensatz zu stärker von Frankreich beeinflussten Gegenden, wie etwa die Rheinlande, wo das Obergeschoß durch größere Höhe betont wird. Während der Giebel verfällt, kommt das gerade Dachgesims zur vollen Herrschaft, das, mächtig ausladend und stark profiliert, die Hauswand nach oben kräftig abschließt. Nur das Bauernhaus und teilweise das ländliche Kleinbürgerhaus behält den Giebel bei, doch ist die obere Spitze stets durch einen Zwergwalm abgeschnitten (Haus Nr. 15 in Astheim, Blatt 2). Im allgemeinen herrscht das allseitig abgewalmte Dach.

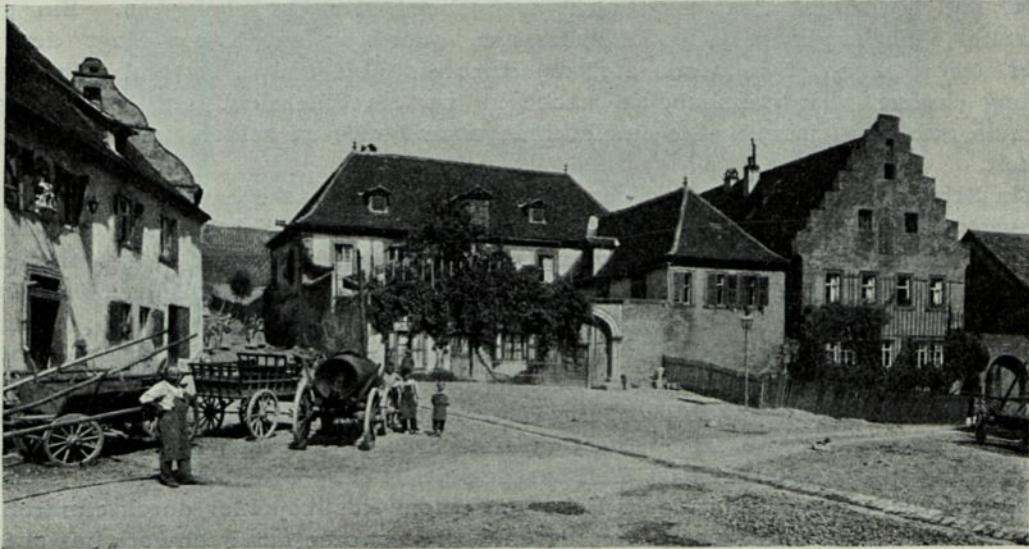


Abb. 16

Randersacker

Gerade an diesen allereinfachsten Bauwerken, an denen noch jegliches Ornament fehlt, wird das grundlegende Wollen der Zeit und der große Unterschied zu den vorangegangenen Jahrhunderten sehr deutlich: An mittelalterlichen Bauten sehen wir überall hemmungslos dem Zweck angepaßte Formen und infolgedessen höchst gesteigerte Ausdruckskraft, Willkür, Leben, Bewegung. Denken wir nur an das massige, kaum von Öffnungen durchbrochene Erdgeschoß, an die winzig kleinen, oft eng zusammengedrängten Fensterlein, die sich unter das Dach zu verkriechen scheinen, an einen jäh emporschießenden Giebel oder an das verwirrende Netz einer Fachwerkwand, so springt überall der große Gegensatz in die Augen. Das entscheidende Merkmal des Barock ist ein ausgesprochener Sinn für Proportion und Wirkung mit geschlossenen Massen. Das Barockhaus

atmet lächelnde Ruhe und Breite, gefällige Abgewogenheit und Verzicht auf unmittelbare Ausdruckskraft, zugunsten einer gewissen Haltung und Allgemeingültigkeit. An den frühen, ganz glatten, einfachen Fassaden erscheint noch nichts von der Schnörkelhaftigkeit und Barocklustigkeit, die später in der Ornamentik der reichen Bauten zur Geltung kommt. Wenn sie trotzdem behaglich und heimisch anmuten, so liegt das an den gemütlichen Proportionen und daran, daß Symmetrie und gleichmäßige Achseneinteilung nirgend pedantisch gehandhabt sind. Ebenso wie der Grundriß den örtlichen Verhältnissen sich einfügt und in der Barockzeit noch nicht, wie später, zu ausnahmsloser Rechteckigkeit erstarrt, so paßt sich auch der Aufriß weitgehend der Umgebung an. Ein großes Einfahrtstor, ein enger gestelltes Fensterpaar, oder gar ein Erker fängt den Blick von der ankommenden Straße aus auf, die Hauswand biegt sich, setzt ab, die Fenstereinteilung ändert sich plötzlich, je nachdem es die Rücksicht auf Umgebung und Innenraum erfordert, jedoch alles im Rahmen einer gewissen selbstverständlichen Ebenmäßigkeit.

Ein Schmuckmotiv tritt schon ganz früh auf und ziert sehr häufig die sonst glatten und ruhigen Häuser. Es ist die Ecklisene, deren wachsende Beliebtheit sie allmählich zu einem Hauptmerkmal der unterfränkischen Ortschaften macht. Sie ist meist ganz einfach, glatt, wenig vorspringend, oder in grober Rustika ausgeführt. Die Stelle des Kapitäls vertritt ein einfacher Rundstab. Sie erscheint am Bauernhaus wie am reichen Bürgerhaus, teilweise symmetrisch, zur Belebung der ganzen Fassade, oder einzeln zur Belebung einer Ecke. Ein Haus in Ochsenfurt zeigt zum Beispiel die naive, durchaus malerisch empfundene Anwendung dieses Architekturstückes. Der Bau steht an der konkaven Seite einer leichten Straßenkrümmung. Um die lange Front zu unterbrechen und den Blick des die Straße Herunterkommenden zu fesseln, ist die Fassade plötzlich abgebrochen, springt, im übrigen unmotiviert, vor, und wird an dieser Ecke von einem Rustikapfeiler durchschnitten. Ecklisenen kommen sogar an Häusern vor, deren Obergeschosse aus Fachwerk bestehen und etwas vorgekragt sind. Sie machen dann einfach die Knickung der übrigen Wand mit. An manchen Häusern lassen Reste von Bemalungen erkennen, daß der Eckpfeiler zuweilen nur aufgemalt wurde. Auf dem langen Weg bis zum ländlichen Baumeister hat dieses klassische Schmuckmotiv vollkommen seine ursprüngliche Bedeutung als stützendes Glied verloren und wird nun lediglich als Ornament verwendet; ja das naive, aber eigenwillige Kunstgefühl des Volkes geht so weit, dasselbe ganz unsymmetrisch anzuwenden, sehr oft einzeln an einer Ecke oder gar mitten in der Wand, ein neuer Beweis dafür, daß die ursprüngliche Liebe zur malerischen Unregelmäßigkeit noch keineswegs unter dem klassischen Ideal erstickt ist.

Irgendwelcher andere Schmuck, etwa die in Südbayern und Tirol so beliebte, farbenfreudige Bemalung, fehlt ganz, und auch Stuckornamente kommen in ländlichen Gegenden nur vereinzelt vor (Haus Nr. 30 in Kitzingen, Blatt 5).

Sehr auffallend und charakteristisch ist die große Übereinstimmung unter den Häuschen einfachster Art. Sie sind alle fast gleich hoch, haben die gleiche Dachform, ohne Ausnahme drei Fensterachsen in der Fassade, meistens Ecklisenen an einer oder zwei Ecken, gleiches Format der Fenster und Türen, dieselben Gewände und auch denselben Anstrich. Außerdem sind alle nach dem Bauernhausgrundriß erbaut und auch in den Abmessungen einander sehr ähnlich. Oft stehen in einem Ort diese Häuschen in großer Zahl nebeneinander und geben ihm durch ihre Gleichmäßigkeit einen höchst charakteristischen und doch immer malerischen Ausdruck. Ihrer Wesensähnlichkeit nach sind sie unbedingt als Typenbauten anzusprechen, allerdings in einem viel allgemeineren Sinne gegenüber dem, was wir heute darunter verstehen. Denn trotz aller Gleichheit behält jedes Haus ein großes Maß von Persönlichkeit und Freiheit, das in seiner individuellen Entstehung begründet liegt.



Abb. 17

Sommerhausen

Dieser Typus des fast schmucklosen Barockhauses bildet natürlich quantitativ die überwiegende Mehrzahl aller Wohnbauten in den Städten und ländlichen Ortschaften. Daneben tritt nun das stattlichere Bürgerhaus in den Rahmen der Betrachtung, das infolge der reicheren Mittel des Bauherrn neben größerem Umfang auch üppigere formale Ausgestaltung aufweist. Vor 1710 sind selbst große Bauten auf dem Land und in den kleinen Städten ganz schlicht und unansehnlich in ihren Formen. Bald danach aber hebt auch in der Provinz, angeregt durch die fürstbischöfliche Bautätigkeit, durch das Beispiel der Stadt Würzburg und nicht zuletzt durch die Bauordnung von 1722 eine Blütezeit an, die etwa von 1725 bis 1745 dauert. Neben dem vorherrschenden Einfluß Würzburgs, der Zentrale des Hochstiftes, macht sich, besonders in handwerklichen Einzelheiten, wie Profilbildung, Schlußsteinverzierung u. dgl., mehr die lokale Abhängigkeit von kleineren Kunstzentralen geltend, wie solche vor allem die mächtigen Klöster Münsterschwarzach und Ebrach oder etwa der Schönbornsche Stammsitz in Wiesentheid darstellen. Dieselbe breite Behaglichkeit in den Gesamtverhältnissen des Hauskörpers sowie in allen Einzelformen, die das kleine Haus kennzeichnete, tritt beim großen Gebäude noch deutlicher in die Erscheinung. Sie findet sich nicht nur auf dem Lande, sondern sogar in Würzburg selbst, und ist typisch für das unterfränkische Barock, das dadurch etwas absolut Bürgerliches, ja Bäuerliches an sich hat, weitab von steifer Repräsentation und Vornehmheit. Ein Blick in die Straßen des nahen Ansbach macht die würzburgische Eigenart noch anschaulicher: Hier haben die Häuser aus der gleichen Zeit einen völlig anderen Charakter.

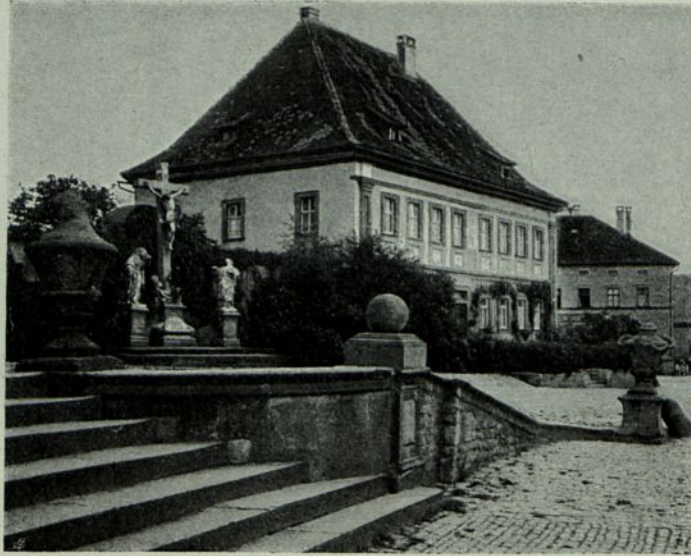


Abb. 18

Wiesentheid

Alle Proportionen und Linien sind kühler, strenger, sachlicher, ruhiger, langweiliger, aber vornehmer, vom Hauskörper im ganzen bis hinab zu den Verzierungen der Fassade und zum Fensterformat. Das Würzburger Haus ist derber, uneleganter, aber temperament- und phantasievoller. Bezüglich der Abmessungen und der Einteilung der Fassade lassen sich bei den größeren Häusern natürlich keine Normen und Regeln aufstellen. Bemerkenswert ist vielleicht, daß auch hier die Geschosse eines Hauses von gleicher Höhe sind. Das hervorgehobene Obergeschoß, wie es sich anderwärts in der Barockzeit häufig findet, dringt nirgends ein. Wenn es ausnahmsweise vorkommt, wie zum Beispiel an einem der Beamtenwohnhäuser in Wiesentheid, so erkennt man daran gleich den herrschaftlichen Bauherrn.



Abb. 19

Frickenhausen

Die architektonische Verzierung des Hauses fußt auch in ihrer späteren Entwicklung vollkommen auf Petrini. Die frühesten Formen sind primitive Nachahmungen seiner Würzburger Schöpfungen. Schwere Gesimse, Rustikabogen, Fensterrisalite und Ohrengewände, alle von einfachster und grober Profilierung, sind die Merkmale, die sich in großer Verbreitung überall wiederfinden. Schon unter dem Einfluß der Greising-Bauten, noch mehr aber durch die Anregung zahlreicher Kloster- und der frühen Neumann-Bauten verfeinern sich alle Details. Die Formen werden leichter, neue Motive kommen hinzu, und es entsteht ein Bautypus, wie ihn etwa das Meißner-Haus repräsentiert. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kommen Rokokozierat und klassizistische Details zu dem bisherigen Formenschatz hinzu, ohne denselben wesentlich zu verändern oder gar verdrängen zu können.

Die Einzelheiten des architektonischen Aufbaues sollen im folgenden an einigen typischen Beispielen betrachtet werden. Das jetzige Pfarrhaus in Geroldshofen (Blatt 2) war ursprünglich das Wohnhaus eines reichen Amtsvogtes und ist nach der Jahreszahl über dem Eingang, die durch Nachrichten aus dem Sal- und Lagerbuch der Stadt bestätigt wird, im Jahre 1709 erbaut. Auf einem einfachen Sockel mit Rundstab erhebt sich die glatte Wand, nur durch die gleichmäßig verteilten Fenster und das glatte Gurtgesims unterbrochen und von einem schweren Gesims aus Holz bekrönt. Die Fensterachsen haben durchweg gleiche Entfernung, sitzen aber als Ganzes nicht symmetrisch, sondern einseitig in der Fläche. Die Geschoßhöhen sind gleich und relativ groß; sie betragen beide 3·70 m. An beiden Ecken sind Lisenen angebracht mit einem in einfacher Profilierung vertieften Feld und einem Rundstab als Kapitälabschluß. Als Material kam Bruchstein zur Anwendung, mit glattem Putz und grauem Anstrich, für die Gewände grauer Sandstein. Das Ganze wirkt in seiner großen Einfachheit äußerst ruhig und gediegen und nicht langweilig, wozu am meisten die guten Verhältnisse der schlanken Fenster beitragen.

Ein sehr interessantes Haus, das ziemlich alle Motive der Petrini-Bauten wiedergibt, ist ferner das Haus Nr. 3 in Frickenhausen (Blatt 1). Nähere Angaben über Erbauer und Entstehungszeit waren nicht zu ermitteln, doch ist es der Anlage nach eine Zehentscheuer mit angebautem Wohnhaus für den Verwalter gewesen. Nach rückwärts liegt die Scheuer mit riesigem Dachstuhl, gegen den Dorfplatz zu das Wohnhaus mit Einfahrtstor und Vorhof. Interessant ist, daß die beiden Tore, das des Hauses und das der Hofmauer, nicht in der Achse des Hauses liegen, sondern schräg in der Richtung, in der der Beschauer die Dorfstraße entlang über den Platz kommt. Aus diesem Grunde befindet sich auch das Eingangstor nicht in der Mitte der Front, obwohl diese im übrigen völlig symmetrisch aufgeteilt ist. Die Teilung der Fassade in drei verschieden hohe Geschosse entspricht der größeren Höhe des Hauses und ist hier Sonderfall, während sonst, wie erwähnt, in der Regel zwei gleich hohe Geschosse übereinander liegen. Wie vorhin, sehen wir Ecklisenen, hier jedoch rustiziert, einfache Gurtgesimse und ein mächtiges Dachgesims, das hier zur Hälfte, bis zur Platte, aus Stein besteht, dagegen reichere Fenstergewände. Den Unterschied zum Geroldshofener Pfarrhaus bilden die Fensterrisalite, die über dem Erdgeschoß beginnen und an denen die Gesimse einschließlich des unteren Teiles des Dachgesimses verkröpft sind. Außerdem haben die Fensterbänke einfach profilierte Vertiefungen erhalten. Das Engersetzen der mittleren Fenster und das Zusammenziehen der Sohlbänke ist etwas unbeholfen, entspringt hier auch mehr praktischen als ästhetischen Gründen: Es soll dadurch der Mittelgang im Inneren nicht zu breit geraten. Der Hauptreiz solcher Fassaden liegt wiederum in den angenehmen Verhältnissen und in der Reihung der vielen Vertikalen durch die enggesetzten Risalite. Ganz ähnliche Formen finden sich am Haus Nr. 41 ebenfalls in Frickenhausen (Blatt 14), am Pfarrhaus in Kitzingen (Blatt 6) und am Günther-Haus in Marktbreit (Blatt 5).

Aus etwas späterer Zeit stammt das schon öfter erwähnte, zwischen 1730 und 1735 erbaute Meißner-Haus in Volkach (Blatt 9). Sockel mit Rundstab, glattes, in Sandsteinquadern aufgeführtes Untergeschoß, einfach profiliertes Gurtgesims, flache Fensterrisalite, mächtiges Dachgesims, als seitlicher Abschluß Rustikapfeiler mit toskanischen Kapitälern und abgerundeten Ecken, um die das Gurtgesims verkröpft ist, ruhige Fenstergewände und große Rundbögen im Erdgeschoß sind die Merkmale der stattlichen Fassade, die sich in ähnlicher Weise an zahlreichen Häusern wiederfindet (Weigand-Haus in Geroldshofen, Blatt 4). Im Gegensatz zu den beiden vorher beschriebenen Gebäuden sind hier die Profile in der Zeichnung schon viel feiner, die Steinmetzarbeit viel sorgfältiger, die plastische Wirkung der Wandgliederung bis in die Einzelheiten viel zurückhaltender als dort.

Ganz allgemein spiegelt eine solche Fassade wohl am klarsten den sicheren Geschmack und das hohe handwerkliche Können der Zeit wieder. Sehr interessant ist die



Abb. 20

Uffenheim

Beobachtung, wie alle Einzelglieder und architektonischen Gedanken ihre Vorbilder in der Hauptstadt haben, aber eigenwillig verarbeitet und umgewandelt sind. Willkürlich im Detail und willkürlich in der Zusammenstellung, entsprechen sie nicht dem internationalen Barockkanon, sondern stellen selbständige, dem ländlichen Geschmack und dem handwerklichen Können der verfügbaren Kräfte angepaßte Schöpfungen dar. Tatsächlich sind diese Provinzfassaden in ihrer Wirkung auf den Beschauer ganz verschieden von denen der Residenz. Während die meisten Würzburger Bauten, voran die Prachtgebäude, wie das Schloß, die Münze, zahlreiche Domherrenhöfe, ja sogar viele der großen Bürgerhäuser, ziemlich fremdländisch und verpflanzt anmuten, ist dies bei den Häusern der Provinz, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, ganz und gar nicht der Fall. Sie erwecken den lebendigen Eindruck, daß sie völkisch auf viel breiterer Basis ruhen, daß sie wirklich gewachsen sind.

Weniger trifft dies zu bei den Formen, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch in den ländlichen Bezirken üblich werden. In den Kulturzentren macht sich um diese Zeit eine wachsende Gleichgültigkeit und Abnahme des guten Geschmacks in Fragen der Architektur zugunsten kleinlicher, dekorativer Schmückung geltend, die das Rokoko als Auflösungserscheinung mit sich bringt. In den ländlichen Gebieten greift diese Tendenz naturgemäß viel langsamer um sich, weil die Baumeister, Steinmetzen und übrigen Handwerker viel weniger beweglich und damit weniger der Mode unterworfen sind, und noch lange fortfahren, beharrlich ihre nun einmal eingeleierten Muster auszuführen. Auch der Geschmack hält noch lange konservativ an den hübschen Barockbauten fest. Daher werden hier die Häuser trotz Rokokozierat noch mit echt barocker Steinarbeit an Gewänden, Lisenen und Gesimsen ausgeführt. In einer Zeit, in der es in der Residenzstadt Würzburg längst zur Selbstverständlichkeit geworden war, zugunsten reichen Zierwerkes die architektonische Form gänzlich außer acht zu lassen und nüchterne, glatte Kasten mit schematisch ausgezirkelter Achsenteilung aufzuführen, wird in den ländlichen Gegenden die Gesamtwirkung, Silhouette und plastische Form des Gebäudekörpers noch mit Sorgfalt und ausgesprochen malerischem Geschmack behandelt. Ein vorzügliches Beispiel für diese Übergangszeit bietet ein Haus in Volkach (Haus Haupt, Blatt 7). Es steht an der Ecke des Marktplatzes, an der die Hauptstraße einmündet, und paßt sich in seinen Höhenverhältnissen, die etwas niedriger gehalten sind als seine Umgebung, bewußt dem Platz und dem hinter ihm aufragenden Schiff der Stadtkirche an. Sockel, Gesimse und Eckbildung sind denen des oben besprochenen Meißner-Hauses sehr ähnlich und auch aus dem ganz in der Nähe gebrochenen Sandstein ausgeführt. Die Wandfläche ist vollständig glatt verputzt und nur durch die Gewände der Ladenbogen und Fenster sowie durch die in Sandstein ausgeführten Sohlbankverzierungen geschmückt.

Die Verzierung der Fensterbrüstungen bleibt weiterhin ein wichtiges Schmuckmotiv und übernimmt gegen Ende des 18. Jahrhunderts auch die klassizistischen Details, wie die Girlande und die Rosette und die üblichen geometrischen Ornamente. Nie jedoch findet sich die in dieser späteren Zeit in fast allen Städten so übliche Einteilung der ganzen Fassade in Felder, wie sie aus Frankreich kam. Auch die Betonung der Mitte durch besonderen Schmuck der Fenster und durch Mittelrisalit ist äußerst selten. Einen solchen Versuch, der unmittelbar auf Würzburger Vorbilder zurückgeht, zeigt das Haus der Familie Permaneder in Kitzingen; er ist aber ziemlich verunglückt und wurde auch anscheinend so empfunden, denn er ist nicht mehr wiederholt worden.

Sucht man sich ein Gesamtbild von den vorkommenden reicheren Fassadengliederungen zu machen, so fällt im Gegensatz zu den einfachen Bauten auf, daß malerische Unregelmäßigkeiten, die durch Rücksichtnahme auf Grundriß oder Umgebung bedingt werden, selten sind. Regelmäßige Achsenaufteilung wird, wo irgend möglich, durchgeführt, aber ohne Pedanterie, wie zum Beispiel die schwankenden Achsenabstände an der Längsseite



Abb. 21 Obertheres bei Haßfurth.

des Meißner-Hauses zeigen (Blatt 9). Dem Grundriß wird überall Rechnung getragen, besonders in der Anlage des Einganges. Eine Vergewaltigung desselben durch die Fassade ist nur in seltenen Fällen zu konstatieren. Vollkommen verloren geht allerdings die Möglichkeit des unmittelbaren Ausdruckes der inneren Einteilung im Äußeren des Gebäudes. Das Verlangen nach Rhythmus und ruhiger Ebenmäßigkeit in den Außenseiten geht so weit, daß es auch vor blinden Fenstern nicht zurückschreckt. Zuletzt bleibt zu erwähnen, daß rein quantitativ die genannten rokokoartigen und klassizistischen Fassaden im Vergleich zu den reinen Barockhäusern durchaus in der Minderheit sind. Dies kommt einerseits daher, daß die größte Bautätigkeit in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts fiel, in eine Zeit also, in der der Barockstil im engeren Sinne noch ganz allgemein Geltung hatte.

Andererseits erhielt sich die Liebe zu den derben und architektonisch wirksameren Fassaden in den ländlichen Gebieten auch nachher ständig neben den kleineren Formen des lustigen, aber zu kleinlichen Rokoko. Dem Klassizismus — dem französischen Louis XVI. — gegenüber verhielt sich das unterfränkische Land, wie schon gesagt, ablehnend. Es konnte sich nicht befreunden mit dem kühlen Abwiegen der einzelnen Bauglieder und verstand sich nicht auf vornehme Zurückhaltung und Repräsentation, trotzdem es dafür in nächster Nähe, in Ansbach und Umgebung, zahlreiche gute Beispiele hatte. Man baute lieber in altmodischen Barockformen mit ungekünsteltem, selbstverständlichem Gefühl für gute Proportion und mit naiver äußerlicher Handhabung der Schmuckformen, die weit entfernt waren, irgendwelchen stilistischen Vorbildern in den Lehrbüchern zu entsprechen.

2. TORE, TÜREN UND FENSTER

Für die gesamte unterfränkische Barockarchitektur von großer Wichtigkeit sind die Tore, Türen und Fenster. Ihnen wurde auch am einfachsten Häuschen unter allen übrigen Baugliedern die größte Liebe und Sorgfalt gewidmet. Sie bestimmen durch ihre Größenverhältnisse und Umrahmungen, durch geschmackvolle Unterteilung in Felder oder Sprossen, zusammen mit ihrer richtigen, gut empfundenen Verteilung über die Wandfläche zum entscheidenden Teil die gute Wirkung des Hauses, selbst da, wo eine reichere Fassadengliederung existiert. Sie verdienen daher, in einem besonderen Abschnitt eingehend besprochen zu werden.

In erster Linie kommen die charakteristischen, frei stehenden Hoftore der Bauernhöfe in Betracht, die eines der auffallendsten Merkmale der unterfränkischen Dörfer bilden. In manchen Orten finden sich, der Hauptstraße entlang, tatsächlich neben jedem Haus ein mehr oder minder prächtiges Tor, alle nach der gleichen Schablone errichtet, aber alle in der Ausführung verschieden. Man kann an ihnen die ganze Stilgeschichte von 1700 bis 1830 oft in einem einzigen Dorf ablesen. Das Schema ist folgendes: Ein Wagentor von rund 4 m und ein Eingang von rund 1 m Breite liegen nebeneinander, durch drei Pylonen gebildet. Häufig ist das Törchen für die Fußgänger mit einem steinernen Sturz überdeckt und darauf, auf üppigem Sockel, eine Heiligenfigur aufgestellt. Die hölzernen Torflügel und die Türe sind immer äußerst schlicht, die Pylonen dagegen mit großer Freude reich verziert (Blatt 11). Die Schmuckmotive wechseln natürlich mit der Mode: Zuerst werden klassische Architekturformen der Petrinizeit grob nachgebildet, dann kommen Akanthusranken, Arabesken und als Bekrönung Pinienzapfen, dazu bald auch Bandwerk und Rokokomuscheln, und gegen Ende des 18. Jahrhunderts zieren Girlanden die Pfeiler und eine Vase oder Urne schließt das Ganze nach oben ab. Die Tore bringen, im Gegensatz zu der ruhigen Gestaltung der Häuser, eine erstaunliche Belebung und, durch die gleichmäßige Wiederkehr, zugleich einen äußerst wohltuenden Rhythmus in das Straßenbild, wie man es sich für manche moderne Kleinhaussiedelung nur wünschen möchte.

Die Liebe zu großen Toren findet man auch überall am Gebäude selbst. Schon im Mittelalter und in der Renaissance bildeten die mächtigen Einfahrtstore ein Hauptmerkmal der Bauten Würzburgs und seiner Umgebung. Sie erhielten sich auch in der Barockzeit, wenngleich sie in ihren Abmessungen etwas gemäßigter wurden. Die Breite bleibt ziemlich konstant zwischen 2·70 m und 2·80 m im Lichten und beträgt nur in seltenen Fällen mehr, wie zum Beispiel beim Pfarrhaus in Geroldshofen (Blatt 2), dessen Tor die ausnahmsweis stattliche Breite von 3·40 m hat. Die Höhe ist überall etwas geringer als die Breite, wodurch ein gewisser Eindruck von Behäbigkeit hervorgerufen wird, der Bogen meist ein Halbkreis. Das Gewände war im Mittelalter schräg nach innen profiliert, lag nach außen aber bündig mit der Wandfläche. Daran knüpft auch teilweise die neue



Abb. 22

Zellingen

Zeit in ihren einfachsten Ausführungen an. Das Gewände wird ganz glatt gehalten, nur eine kleine Abschrägung oder Hohlkehle läuft entlang der Innenkante des Gewändes. Diese einfachen Bogen werden um 1700 durch kräftige Rustikagewände an allen besseren Bauten verdrängt. Hierbei wird der Bogen, was bis dahin nicht der Fall war, durch eine Kapitälplatte von den Pfeilern abgetrennt und mit einem prächtigen Schlußstein geschmückt.

Die in Würzburg während der Petrinizeit so beliebten Fratzensteine kommen merkwürdigerweise auf dem Lande nur ganz selten vor. Statt dessen sieht man mancherlei schön ausgeführte Haus- und Handelszeichen, Initialen und Jahreszahlen. Die Rustikagewände bleiben die ganze Barockzeit hindurch sehr beliebt und werden nur selten durch



Abb. 23

Randersacker

die glatten, mit Feldern verzierten Pfeiler und die profilierten Bogen, wie wir sie im folgenden bei den Ladenbogen kennenlernen werden, verdrängt. Auch dann erhält sich noch manchmal die Erinnerung an die Rustika, wie zum Beispiel an dem schon erwähnten Permaneder-Haus in Kitzingen, wo das Bogengewände abwechselnd aus derben, glatten und aus profilierten Steinen zusammengesetzt ist. Den Sockel bildet stets ein einziger, besonders großer Abweisstein, mit allseitig flacher Rundung nach unten. An der Innenseite springt die Mauer stark zurück und läßt das Torgewände nischenartig frei, um daran die Torflügel befestigen zu können. Diese laufen unten in einer meist an den Sockelstein angearbeiteten, runden Schale, oben in einem Holz- oder Eisenring, der am Gewände befestigt ist. Die Torflügel selbst bestehen aus einem stark verstrebtten Rahmen von



Abb. 24

Würzburg

mächtigen Hölzern. Nach innen bleibt dieser meist sichtbar, außen erhält er zwei Schichten Bretter, eine Vertikale als Unterlage, und über dieser eine Schicht aus diagonal aufgenagelten, gestäubten Brettern, deren rautenförmige Muster noch durch verschiedenfarbigen Anstrich gehoben werden (Blatt 11). In der Mitte ist eine kleine Tür für Fußgänger eingelassen, die für gewöhnlich benutzt wird. Diese Art von Einfahrtstoren hat die Barockzeit, wie oben erwähnt, aus früheren Zeiten übernommen, hat sie aber typenhaft ausgebildet und wesentlich im Detail verfeinert. Durch phantastische Muster und geschickte Zusammenstellung der Profile an den Brettchen, der Schlagleiste und der Türumrahmung, auch durch hübsch geschmiedete Schlüsselochplatten und sorgfältig gearbeitete Zugringe sind alle diese großen Tore, trotz aller Einfachheit von reizender Wirkung. Sie haben

sich, im großen ganzen unverändert, aber leider in weniger sorgfältiger Ausführung, bis heute erhalten.

Den Toreinfahrten in vieler Hinsicht verwandt sind die Ladenbogen und die breiten Eingangstore vieler Häuser. Die Bogenöffnung bildet ein für allemal das weithin kenntliche Merkmal des Verkaufsraumes. Zu dieser Bedeutung kam der Bogen durch das Gewölbe, das, wie ja in vielen Gegenden die Bezeichnung »Gewölbe«, an Stelle von Laden, schon ausdrückt, ursprünglich die ausschließliche Form für einen Verkaufsraum vorstellte. — In der Barockzeit spielte sich, besonders auf dem Lande, der größte Teil des geschäftlichen Lebens auf der Straße ab; die Gewölbe bildeten die Lagerräume, ohne viel Platz zu Verkaufsgeschäften zu lassen, und unter den geöffneten Türen, wo ein Teil der Waren ausgestellt lag, spielte sich auch der Verkauf ab. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts kamen neben den Gewölben auch flachgedeckte Räume, besonders für kleinere Geschäfte, auf, die mehr den Charakter unserer heutigen Laden hatten; diese behielten den Ladenbogen nach außen hin bei, wenn er auch nun nicht mehr konstruktiv begründet war. Architektonisch ausgebildet und sehr häufig angewandt wurden die Bogen in der Stadt Würzburg schon unter Petrini, also am Ende des 17. Jahrhunderts, und zwar erscheinen sie dort ganz allgemein in Rustika mit einem fratzzenverzierten Schlußstein, genau wie die schon besprochenen Toreinfahrten. In den ländlichen Gebieten tauchen sie erst später, etwa 1720, auf, werden aber dann überall in großer Übereinstimmung sehr häufig angewandt. Eine ganz besonders malerische Wirkung erzielen sie durch ihr massenhaftes Auftreten in Volkach, das seiner hübschen Bogen wegen bekannt ist. Die Abmessungen schwanken zwischen 1·50 m und 2·20 m in der Breite, bewegen sich aber sehr oft um ein Mittel von 1·75 m und 1·80 m; die Höhe bis zum Kämpfer beträgt rund ein Viertel mehr als die Breite, woraus sich ein angenehmes Größenverhältnis ergibt: zum Bogen wird meist der Halbkreis verwendet, selten der Korbbogen, nie aber der Segmentbogen. Die Gewände spielen natürlich eine große Rolle. Ihre Breite bleibt durchweg ziemlich konstant bei 30 cm, nur für die Rustika werden 40 bis 43 cm genommen. Auch in der Form derselben herrscht weitgehende Einheitlichkeit. Rustika kommt merkwürdigerweise selten vor und beschränkt sich meistens auf die Pfeiler. Der Bogen erhält ein äußerst kräftiges Wulstprofil, das der Phantasie des Steinmetzen weiten Spielraum läßt. Der Schlußstein wird entweder mit Wappen, Handelszeichen oder Initialen und dergleichen geschmückt oder häufiger noch erhält er ein stark vertieftes Feld, das dachartig nach der Mitte zu wieder erhöht ist (Blatt 8). Die Kapitäle der Pfeiler zeigen ein reiches, durch keine Regel gebundenes Spiel von Hohlkehlen, Wellenleisten und Rundstäben, die Pfeilerflächen auf der Vorderseite ein vertieftes Feld, das meist die dachartige Füllung wie die Schlußsteine enthält. Das Rokoko läßt auch diese Stelle der Zierlust des Steinmetzen frei. Reiches Bandwerk und Arabesken schmücken oft in krausen Umrissen die Füllung. Als billigere Art bleibt aber die erste daneben dauernd in Geltung. Der Sockel ist mit Rundstab abgegrenzt, ganz glatt und etwas stärker gehalten.

Einer Betrachtung der zu den Ladenbogen gehörigen hölzernen Fenster- oder Türflügel steht die Schwierigkeit entgegen, daß sie sehr selten in ihrem alten Zustand erhalten sind, da sie meist modernen Schaufenstern weichen mußten. Der Hauptwert wurde offenbar auf möglichst sichere Verschließbarkeit gelegt, die günstige Auslage der Waren erst in zweiter Linie berücksichtigt. Der obere halbrunde Teil wurde allgemein als Oberlicht benutzt. Die gewünschte Sicherheit gaben starke, schön geschmiedete Gitter, von denen noch prachtvolle Exemplare erhalten sind (Blatt 12). Das dahinter befindliche Fenster hat gewöhnlich auch eine hübsche Sprosseneinteilung aus ganz dünnen Hölzern und ist unbeweglich, oben direkt am Steingewände, unten am Kämpferholz befestigt. Dieses ist in das Steingewände eingelassen, meist von sehr starken Abmessungen und in der späteren Zeit oft lustig geschwungen und gebrochen.



Abb. 25

Ochsenfurt

Für die Öffnung gab es zwei Möglichkeiten: Entweder man führte eine Brüstungsmauer aus Stein auf und setzte darauf ein Fenster, das sowohl zur Auslage der Waren, als auch für den Verkauf diente. Zum Herausreichen war ein besonderes Dreh- oder Schiebefensterchen eingefügt und davor die Fensterbank nach außenhin durch eine Tischplatte verbreitert. Diese ruhte auf einer schmucken Konsole oder einem kräftigen Fuß. Gegen Einbruch sicherten starke hölzerne Schlagläden, die mit ihren oft reizend verzierten Füllungen vielfach sehr zur Belebung der Fassade beitragen.

Das Fenster scheint aber Ausnahme gewesen zu sein. Die Regel war eine zwei-flügelige Tür, die es ermöglichte, die Waren bequem von der Straße aus in den Laden beziehungsweise Lagerraum zu bringen. Schwelle und Türrahmen sind nicht vorhanden, die Türflügel schlagen gegen die steinernen Gewände und laufen in Angeln, die in dieselben oder in die Mauer eingelassen sind. Meistens sind es schwere, gestemmte Türen mit zwei quadratischen Füllungen auf jedem Flügel; seltener findet sich die gelattete Art, die wir an Einfahrtstoren kennenlernten. Die Profilierung der Rahmhölzer, die Ausbildung der Schlagleiste und die Beschläge bieten hier Gelegenheit zu üppigsten Verzierungen. Zum Verschuß der Tür dient neben Schloß und Riegel gewöhnlich noch der Querbalken, für den Löcher im Gewände ausgearbeitet sind. Eine Vorrichtung zum Auslegen der Waren, etwa herunterklappbarer Ladentisch, wie er in anderen Gegenden vorkommt (Gerlach, Die Quelle), war nirgends zu entdecken.

Den Ladenbogen sehr ähnlich sind die überraschend großen, behaglichen Eingangs-türen, die vielen Wohnhäusern ein so gemütliches Aussehen geben. Ihre großen Ausmaße sind durch die gewaltigen Weinfässer bedingt, die hindurch müssen, um in die unmittelbar hinter dem Eingang liegende, durch eine Falltür überdeckte Kellertreppe in den Keller zu wandern. Solche Haustüren sind in ihrer Durchbildung den eben beschriebenen Laden-türen völlig gleich. Eine Besonderheit ist allerdings zu bemerken: die beiden Flügel sind oft verschieden breit und der schmälere von beiden steht fest. Dieser Brauch findet sich vielfach auch heute noch zum Beispiel in Holland, mit dem Unterschied, daß hier der breite Flügel feststeht.

Es bleiben uns nun noch die gewöhnlichen Haustüren und die Fenster zu betrachten übrig. Die Gewände derselben sind bis 1700 ausnahmslos sehr einfach, bestehen aus glatten Stein- oder Holzbalken, die mit der Putzoberfläche der Mauern bündig liegen. Nur der die Fensterbank bildende Stein steht häufig etwas aus der Fläche hervor, damit das Regenwasser abtropfen kann. Die Kanten der Öffnung sind durch eine kleine Abschrägung oder Rille, die nicht ganz bis zur Fensterbank, beziehungsweise Türschwelle, herabläuft, verziert. Dieser kleine Zierat hängt zweifellos mit einer unbewußten Erinnerung an das gotische Gewände zusammen, das sich bis zum Dreißigjährigen Krieg an allen Renaissancebauten erhalten hatte. Die schmucklosen Gewände finden sich durchweg auch an recht stattlichen Häusern dieser frühen Zeit, zum Beispiel am Schedel-Haus in Volkach und an einer Reihe von Pfarrhausbauten. Erst kurz nach 1700 werden die Formen der Gewände reicher. Zum erstenmal taucht um diese Zeit die Ohrenform in der Provinz auf, während sie die Bauten Würzburgs schon in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts völlig beherrscht. Diese Form ist offenbar eine Reminiszenz an die Kartusche der Renaissance. Schon an italienischen Barockbauten finden sich überall Fensterumrahmungen, die an allen vier Ecken kartuschförmige Verstärkungen tragen, und es kommen auch dort, besonders an Zwischengeschoßfenstern, Gewände vor, die oben die Verstärkungen, unten aber eine gerade Fensterbank haben. Mit Petrini, der das italienische Barock mitbringt, dringt diese Form in Franken ein und wird hier ganz plötzlich die alleinherrschende Gewändeform für alle bürgerlichen Bauten während eines ganzen Jahrhunderts. Diese große Beliebtheit, die so rasch kam und so lange anhielt, ist im Rahmen ihrer Zeit eine sehr überraschende Erscheinung. Denn damals war der Modewechsel in Kunstdingen an allen Höfen und sonstigen Kunstzentralen schon sehr stark, und die Provinz ahmte dies, wenn auch verspätet, entsprechend eifrig nach. Daher gehörte es zu den seltenen Ausnahmen, daß sich ein Motiv in jener Zeit so lange erhielt, und zu erklären ist diese Erscheinung nur durch die straff gebliebene Organisation der Zünfte innerhalb des Hochstiftes Würzburg.

Die Grundform des Ohrengewändes verkörpern zum Beispiel die Fenster des Geroldshofener Pfarrhauses (Blatt 2). Das ganz glatte Steingewände hat nur außen einen erhöhten Rand, zu dem eine Hohlkehle den Übergang vermittelt. Sehr oft erscheint in den beiden oberen Ecken ein glatter runder, hie und da auch verzierter Knopf, der offenbar in Erinnerung an das hölzerne Gewände den Stift vorstellt, mit dem Sturz und Ständer verbunden waren. Demnach scheinen diese Gewände in der ersten Zeit ihres Bekanntwerdens fast immer aus Holz angefertigt worden zu sein. Das Holzgewände ist entweder aus massivem Holz geschnitzt und dient dann gleichzeitig als Blendrahmen oder aber der Rahmen wird auf der Außenseite mit einem zirka 20 cm breiten Brettchen verkleidet, das in Ohrenform ausgesägt und mit einem Profilleistchen verziert ist. Heute noch finden sich überall an den Fachwerkobergeschossen der einfachen Häuser oder an Dachfenstern solche hölzerne Gewände, an denen auch häufig der oben erwähnte Holzstift in seiner natürlichen Funktion zu erkennen ist.

Die ganze Barockzeit hindurch bleibt diese Grundform des Ohrengewändes aus dem frühesten 18. Jahrhundert für einfache Anlagen bestehen, bildet auch gleichzeitig die Grund-



Abb. 26

Marktbreit

lage für fast alle reicheren Tür- und Fenstergewände der späteren Zeit. Die Abmessungen bleiben völlig unverändert, etwa 9 bis 10 Zoll, gleich 20 bis 22 cm; die Profilierung gestaltet sich teilweise sehr reich und zuweilen wird auch ein Schlußstein eingefügt (Blatt 10).

Tür- und Fenstergewände unterscheiden sich gewöhnlich nur dadurch, daß die Tür regelmäßig einen großen Schlußstein aufweist, in den das Hauszeichen eingemeißelt ist. Dieses hatte große Bedeutung, da es unsere heutigen Hausnummern ersetzte. Wohl gab es an allen Orten amtliche Hausnummern, aber diese waren nicht an den Häusern angebracht, sondern existierten merkwürdigerweise nur in den Sal- und Lagerbüchern auf den Rathäusern, waren also praktisch wirkungslos. Das Hauszeichen wurde dementsprechend mit großer Liebe ausgeführt (Blatt 8). Sehr häufig ist über der Tür ein Oberlicht angebracht, in der Weise, daß der obere Teil des Gewändes in entsprechender Höhe wiederholt wird. Damit ist gleichzeitig ein Motiv gewonnen, welches gestattet, die oberen Abschlüsse von Fenstern und Türen in eine Linie zu bringen, ohne der Türform an sich Gewalt anzutun.

Türen ohne Ohrengewände kommen ziemlich selten und nur an reichen Häusern vor, wenn der ausdrückliche Wunsch besteht, die Haustür besonders zu betonen und prunkvoll auszugestalten. Da erreichen dann die Portale oft erstaunlich üppige Formen. Meist sind sie von Pilastern flankiert, die Architrav und Fries tragen, alles in tektonischer Ordnung; den Abschluß bildet ein Segmentgiebel. Häufig besteht die Bekrönung aus zwei

abgebrochenen oder aufgerollten Giebelschenkeln, in deren Mitte ein Wappen oder eine Heiligenfigur prangt.

Die Türöffnung schwankt in ihren Lichtmaßen zwischen 100 und 120 cm in der Breite und 190 und 200 cm in der Höhe. Es wird sorgfältig darauf geachtet, daß ein recht behagliches Format entsteht. Durchweg ist das Verhältnis von Höhe zu Breite niedriger als 2 : 1. Große Türbreiten bringt erst die Rokokozeit durch Einführung der Zweiflügeltür, von 1750 an.

Futterraahmen finden sich bei den Ausgangstüren gewöhnlich nicht. Die Flügel schlagen flach oder häufiger noch in Falzen auf das Steingewände. Ist ein Oberlicht vorhanden, so sitzt es meist als fester Rahmen zwischen den Gewänden und dem hölzernen oder steinernen Kämpfer. Nur in seltenen Fällen ist es zum Öffnen eingerichtet, wie etwa am Pfarrhaus in Geroldshofen, wo die Türoberlichte als Schiebefenster in horizontaler Richtung angeordnet sind.

Für die Türflügel selbst wird bis etwa 1720 die historisch überkommene Art, die schon bei den Einfahrtstoren geschildert wurde, überwiegend angewandt: die Brettertüren mit den Rautenmustern. Sie bestehen hier aus zwei übereinander genagelten Bretterschichten ohne den schweren Rahmen, sind meistens einflügelig, häufig aber horizontal in der Mitte geteilt, um einerseits einem Fremden nicht sofort die ganze Tür öffnen zu müssen, andererseits um lüften zu können und trotzdem den Eingang verwahrt zu wissen. Diese Haustüren haben sich bei den Bauernhäusern bis heute erhalten. An vornehmeren Gebäuden wurden sie schon im 17. Jahrhundert durch die gestemmte Tür, die im Innenraum schon lange vorherrschte, endgültig verdrängt. Auch diese bleibt zumeist einflügelig, wird erst im Rokoko, wie oben erwähnt, manchmal zweiflügelig. Jede Tür erhält zwei Füllungen, die zu Anfang des Jahrhunderts mit mächtig profilierten Leisten möglichst quadratisch umrahmt werden, später allmählich in Schwingungen geraten, flacher profiliert und unregelmäßig werden. Nach 1780 wird die untere Füllung gewöhnlich durch ein erhabenes, postamentartiges Gebilde ersetzt.

Für den Gesamteindruck des Hauses noch sehr viel entscheidender als die Türen sind die Fenster. Mit welcher Sorgfalt und welchem instinktiven Feingefühl die Proportionen derselben beachtet und die Einteilung vorgenommen wurde, setzt jeden aufmerksamen Betrachter immer wieder von neuem in Staunen. Der gewaltige Unterschied zwischen damals und heute wird einem vollends klar, wenn man gute und schlechte Fenster so nahe nebeneinander sieht, wie es hier häufig der Fall ist. An alten Häusern sind nämlich sehr oft in den vielbenutzten Zimmern die alten Fenster durch moderne ersetzt, während sie in Kammern, Gängen, Ställen usw. belassen wurden. Dadurch hat man Gelegenheit, in ein und derselben Fassade die verschiedenen Wirkungen zu beobachten, die natürlich zu einem kläglichen Fiasko der modernen Erzeugnisse führen. Die schon besprochenen Ohrengewände fehlen nur selten. Auch bei den so gern verwendeten Fenstergruppen werden sie oft beibehalten. Die Liebe zu den Fenstergruppen ist in Unterfranken überhaupt auffallend, gegenüber anderen Gegenden, wo sie durch das Barock völlig verdrängt wurden. Ja sie sind sogar in der Stadt Würzburg sehr häufig, und in den ländlichen Gebieten hat man erst recht daran festgehalten. Am beliebtesten sind die Doppelfenster, doch kommen Gruppen bis zu vier Fenstern, besonders bei Bauernhäusern, vor. Auf den Zwischenpfosten, die immer aus Stein und von ansehnlichen Abmessungen sind, findet sich meist reichster ornamentaler Schmuck (Blatt 3).

Die spätere Rokokozeit ist ab und zu vom Ohrengewände abgegangen und hat es durch lustig geschwungene und gebrochene oder durch gerade, aber reich profilierte Umrahmungen ersetzt. Diese gegensätzlichen Motive waren entstanden aus der Liebhaberei, die Gewände in den einzelnen Stockwerken verschieden zu gestalten, wie dies das Haus Haupt in Volkach veranschaulicht (Blatt 7).



Abb. 27 Marktbreit

Der flachbogige Abschluß des Fensters, wie er in Frankreich um diese Zeit ganz allgemein war, kommt nur vereinzelt vor und wirkt immer fremd. Auch die wild geschweiften Ohren, die dem Barock des Ostens eigen und von dort aus an manche Schloßbauten, vor allem Oberfrankens, gewandert sind, bleiben hier Seltenheit.

In den Ausmaßen finden wir beim Fenster eine auffallende Übereinstimmung. Die Breite beträgt selbst innerhalb ganz verschiedener Zeiten und bei den verschiedensten Hausgrößen ziemlich konstant 3 Schuh, etwa 87 cm, und weist selten größere Schwankungen auf, etwa zwischen 84 und 95 cm. Ebenso beträgt die Höhe gleichmäßig annähernd 145 bis 160 cm, ist also wesentlich geringer als die doppelte Breite, so daß nie schmale, ungemütliche Proportionen entstehen.

Das Fenster selbst besteht immer aus vier Flügeln und dem Blendrahmen mit Kämpferholz und Mittelposten. Bemerkenswert ist die Anordnung des Kämpfers, der fast immer so hoch angebracht ist, daß die untere Öffnung des Fensters genau ein Quadrat bildet. Die Randhölzer des festen Rahmens sind ziemlich schwach, meist nur $2\frac{1}{2}$ bis 3 cm dick, bei einer Breite von 4 bis $4\frac{1}{2}$ cm und sind entweder in die Steingewände eingelassen oder flach dazwischen gefügt und der Stoß an der inneren Seite mit einem kleinen Leistchen überdeckt; aber immer so, daß die Innenfläche des Rahmens mit der Wand bündig liegt (Blatt 10 und 12). Während die Abmessungen des Mittelpostens schwankend sind, ist das Kämpferholz durchgehend wesentlich stärker als der übrige Rahmen und auf der Außenseite in schöner Profilierung ausgearbeitet. Die Hölzer der Flügel weisen dagegen wieder überraschend geringe Querschnitte auf, sie sind etwa 2



Abb. 28

Marktbreit

bis $2\frac{1}{2}$ cm dick und 5 bis 6 cm breit. Wetterschenkel sind regelmäßig vorhanden, im übrigen besteht die Dichtung gegen Regenwasser und Wind nur aus einer einfachen Überlappung und ist dementsprechend mangelhaft, Doppelfenster kommen nicht vor. Die Flügel sind gewöhnlich oben in zwei, unten in drei Scheiben durch Bleistreifen unterteilt, wenn nicht ausnahmsweise noch sechseckige »Rautengläser« zur Verwendung kommen.

Die Beschläge sind in ihrer Grundform durchweg gleich: lange schmale Winkel beziehungsweise Streifen, an welche die Angeln, Zugknöpfe und dergleichen angeschmiedet werden. Nur die Endverzierungen sind der Phantasie des Schmiedes überlassen. Die Häufung des Beschläges auf den schmalen Holzrahmen und der Umstand, daß die Verzierungen plastisch herausgeschmiedet sind, wirken besonders belebend auf den Innenraum.



Abb. 29

Prichsenstadt

Wo Schlagläden an den Fenstern vorkommen, sind es entweder einfache glatte Läden mit Querleisten auf der Rückseite oder häufiger noch durchbrochene Jalousieläden mit oben feststehenden und unten klappbaren Brettchen.

Faßt man alles das, was über die Öffnungen festgestellt wurde, kurz zusammen, so ist etwa folgendes zu sagen: In den Größenverhältnissen bleibt die ländliche Architektur, obgleich sie sich sonst weitgehend den Einflüssen der Zeit hingibt, doch ziemlich konservativ. Die mächtigen Einfahrtstore erhalten sich, die Eingangstüren läßt man nach Möglichkeit breit und bequem, und vor allem die Fenster bleiben relativ niedrig und gemütlich und machen nicht die große Mode des sehr hohen, schmalen, repräsentativen, dem Schloßbau entlehnten Formats mit, wie dies in den Residenzstädten und vor allem

in den französisch beeinflussten Gegenden der Fall ist. Dafür aber bringt der sichere, auf breitester sozialer Basis stehende, gute Zeitgeschmack zusammen mit der großen quantitativen Nachfrage eine weitgehendste Typisierung der Ausmaße und der allgemeinen Formen bei Tür und Fenster mit sich, deren Nachwirkungen wir heute noch beobachten können. Die als Massenartikel hergestellten Gewände haben sich in den Steinmetzwerkstätten das ganze 19. Jahrhundert hindurch erhalten und spielen selbst heute noch eine große Rolle, nicht etwa als neuzeitliche Wiederbelebung alter Formen, sondern sie sind in fortlaufender Überlieferung ständig in Übung geblieben. Eine Folge dieser Typisierung ist auch die ganz auffallende Sorgfalt, mit der alle Einzelheiten an diesen Baugliedern ausgeführt wurden, die mit Recht heute vorbildlich genannt werden muß. Sie erstreckt sich sowohl auf die Gewände, ganz gleich, ob in reicher oder einfacher Profilierung, ob aus Holz oder Stein, als auch auf die Tür- und Fensterflügel, auf Beschläge und so fort. Dieses allgemein verbreitete, hohe handwerkliche Können steht, wie erwähnt, im engen Zusammenhang damit, daß die Zünfte sich im Hochstift Würzburg so lang als brauchbare Organisationen erhalten haben. Denn nur dadurch war das große Maß solider Schulung möglich, das ein so hohes Durchschnittskönnen erfordert. Ferner war diese feine Detailarbeit hervorgerufen durch die Existenz fester, ohne Denken und Bedenken angewandter Normen für die Bauglieder selbst. Diese bildeten die Grundlage für die handwerkliche Arbeit, sie beschränkten zwar die Phantasie des Herstellers auf einen kleinen Spielraum, aber konzentrierten dadurch die ganze Schaffenslust auf die Ausarbeitung des schmückenden Details. Es ist dies zweifellos eine sehr wichtige Erscheinung, die ein ganz modernes Problem berührt: den Zusammenhang zwischen Typisierung und Qualitätsarbeit.

3. SCHMÜCKENDE EINZELHEITEN

Neben den besprochenen, rein tektonischen Gliedern der Barockfassade bleibt noch ein für das gesamte katholische Barock ausschlaggebender Faktor zu behandeln: die schmückenden Einzelheiten, wie Vorbauten, Plastiken, Schmiedewerk und andere mehr. Gerade an diesen wirkt sich ganz ungehemmt die Schmucklust des unterfränkischen Handwerkers aus.

Die früher so sehr beliebten Vorbauten und Erker finden sich allerdings nur selten, eine Erscheinung, die offenbar indirekt zurückgeht auf die Würzburger Bauregel von 1722, die Übergebäude, Erker, Vorsprünge und dergleichen »als unerduliche und schädliche Mißbräuche und als schädliche Deformität der Stadt« (Heffner, Verordnungssammlung) für Würzburg rundweg verbietet. Dagegen erhielten sich überall kleinere Anbauten und Vorsprünge an verschiedenen Häusern. Die Dächlein solcher Ausbauten wurden dann meist im barocken Geschmack umgestaltet und man trug damit der Zierlust der Zeit Rechnung, ohne das ganze Haus umändern zu müssen. An Häusern, die während der Barockzeit neu gebaut wurden, finden sich solche Ausbauten kaum mehr. Als Ausnahme kann das Günther-Haus in Marktbreit gelten (Blatt 5) und das ihm gegenüberliegende Kaufmannshaus, die beide einen mächtigen Erker besitzen und damit beweisen, daß wenigstens auf dem Lande der Geschmack sich nicht so weit vergewaltigen ließ, kurzerhand sämtliche Vorbauten zu verbannen.

Balkone dagegen, die das Barock an städtische Bauten sehr gerne anbrachte, kommen auf dem Lande gar nicht vor.

Der typische Schmuck der Barockzeit ist die Plastik. In überreichlichem Maße wird sie überall angebracht, fügt sich engstens in die Architektur ein und gibt ihr individuelles Leben. Sie bringt all die Lustigkeit in die Straßen der einfachsten Dörfer wie der wohlhabendsten Städte, die uns in den Gegenden Unterfrankens überall entgegenlacht. Dem religiösen Charakter der Zeit entsprechend, sind es meistens Heiligenfiguren.

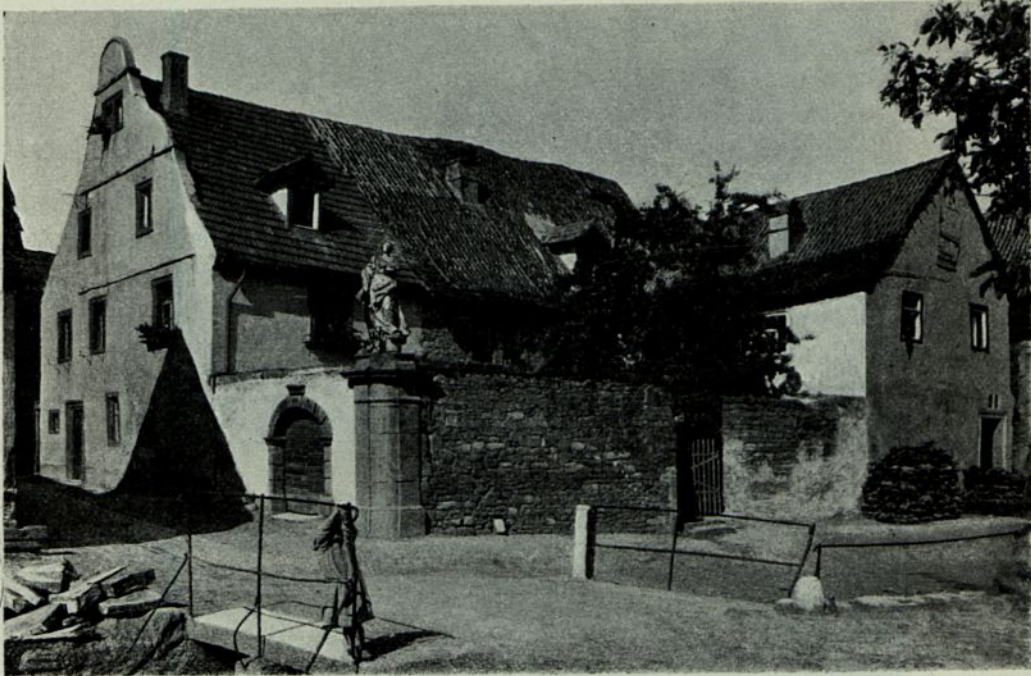


Abb. 30

Randersacker



Abb. 31

Uffenheim

Vor allem an den Hausecken prangen entzückende Madönnchen auf verschnörkelten Konsolen oder sie lächeln aus einer Muschelnische herab. Regelmäßig gehört dazu die ewige Lampe, die an einem schön geschmiedeten Arm darunter hängt, oft auch ein kleines Dächlein über der Figur, das die reiche Silhouette der Eckbildung noch vervollständigt (Haus Nr. 74 in Escherndorf, Haus Nr. 3 und Nr. 41 in Frickenhausen, Blatt 1 und 14). Innerhalb der Hauswand selbst sind die Pfeiler zwischen den Obergeschoßfenstern bevorzugte Plätze, um dort Nischen mit Heiligenfiguren anzubringen, oder die Eingangstüre wird durch eine schwungvolle Gruppe bekrönt. Als Türaufsätze kommen auch Wappenschilder oder andere heraldische Gegenstände vor, insbesondere als Füllungen der Giebelfelder. Heiligenfiguren finden sich noch über Hofeingängen, oder auf eigenen Postamenten, an einer Biegung oder Ecke der Hofmauer. Zur Belebung der Fassade gehören weiterhin alle Hauszeichen und Wappensteine, die in die Mauer eingelassen sind, dann die Vergitterung der Oberlichter, vor allem die reich geschmiedeten Wirtsschilder, öfter auch hübsche Laternen und wundervoll gearbeitete Fensterkörbe. Seitlich vom Hauseingang, oft symmetrisch links und rechts, ist ab und zu eine Steinbank angebracht, die manchmal sehr sorgfältige Steinmetzarbeit aufweist. Sehr verbreitet ist auch die Sitte der schon erwähnten offenen Ladentische vor den Häusern, zumal an Bäckerladen. Von der Straße aus führen meist ein paar Stufen auf einen erhöhten Antritt, auf dem der massive Steintisch steht. Der Fuß desselben ist fast immer konsolenförmig und wundervoll ausgearbeitet, ein lustiges kleines Dach schützt gegen den Regen.



Abb. 32

Sommerhausen

All diese einzelnen Zierglieder gehören ganz unbedingt zu den Barockbauten, die ohne sie nicht zu denken sind. Sie bilden die notwendige Ergänzung und malerische Abwechslung der sonst etwas spröden und korrekten Architektur. Nur im Zusammenhang mit den unregelmäßig hineinverstreuten Schmuckelementen darf man die Bauten der damaligen Zeit beurteilen, denn sehr oft bildet die schlichte Architektur nur die wohl-abgewogene Folie für die schmückenden Details und muß ohne dieselben ausdruckslos und langweilig erscheinen. Es ist ein Grundprinzip der Barockkunst, mit den Hauptmassen vorsichtig, zurückhaltend und nur in großen Linien zu wirken, den Einzelheiten aber persönliche, malerische und willkürliche Ausdruckskraft zu geben.

Den schmückenden Details ist auch zum großen Teil der volkstümliche, anheimelnde und bodenständige Charakter der ganzen Barockarchitektur zuzuschreiben. Denn das ursprünglich malerisch veranlagte Volksempfinden stand dem strengen Klassizismus verständnislos und feindlich gegenüber. In der Detailbehandlung aber fand es überreichlich Gelegenheit, lebendig und mit aller Phantasiefülle zum Ausdruck zu kommen. Aus diesem Widerstreit entstand die so reizvolle Mischung von Willkür und Korrektheit in der ländlichen Barockarchitektur.

4. DAS DACH

Als bestimmender Faktor im äußeren Aufbau des Hauses tritt noch das Dach in Erscheinung. Während es in der großen Stadt für das einzelne Haus kaum eine Rolle spielt, weil die Gebäudehöhe zusammen mit der dichten Bebauung eine Betrachtung des Daches im Zusammenhang mit der Fassade ausschließt, ist in den ländlichen Verhältnissen gerade das Umgekehrte der Fall. Bei der sehr gelockerten Bauweise wirkt das einzelne Haus nicht als Teil der Straßenwand oder eines Baublockes, sondern stets als selbständiger Körper, und durch die niedrige Gebäudehöhe, die nur selten mehr als zwei Geschosse beträgt, kommt das Dach selbst auf geringe Entfernung für die Gesamtwirkung des Hauses als wichtiger Bestandteil in Betracht. Es wurde schon erwähnt, daß sich beim Bauernhaus nach der Straße zu der Giebel mit Zwergwalm bis heute erhalten hat. Im übrigen wird der Giebel vollständig verdrängt; an seine Stelle tritt das auf allen Seiten abgewalmte Dach, das für die Barockbauten bezeichnend ist. Parallel zur Straße durchlaufende Dächer, die durch Feuermauern abgetrennt werden, sind auf dem Lande nicht beliebt. Erstens hat man gewöhnlich genug Platz, um weiter auseinander zu rücken, und dann scheut man die Streitigkeiten wegen der Feuermauern. Daher bleibt diese Dachart auf größere Städte beschränkt. Aber auch hier findet sich das Walmdach an vielen Häusern, die dann durch einen Winkel voneinander getrennt sind, in den das Regenwasser von der Dachfläche abtropfen kann.

Bis 1720 herrscht das hohe deutsche Dach unbestritten vor, dann dringt allmählich das gebrochene, französische Dach ein, doch kommt es infolge der großen Beliebtheit des geraden Daches nie zur vollen Herrschaft. Auch findet sich das Mansarddach nie in der ursprünglichen, französischen Weise, mit sehr steilem Unter- und sehr flachem Oberdach, sondern die Gesamtdachlinie wird nur wenig gebrochen, so daß das Oberdach zur vollen Geltung kommt. Für die Berechnung dieser Dachneigungen und -formen gibt es in den Lehrbüchern viele Regeln, doch will es scheinen, als hätten sich die unterfränkischen Zimmerleute nicht sehr daran gehalten, sondern sich vielmehr von ihrem Gefühl leiten lassen. Jedenfalls sind die einzelnen Dächer so verschieden voneinander und passen jedesmal so gut zum Haus, daß diese Annahme viel für sich hat.

Dagegen herrscht in der Konstruktion des Daches absolute Übereinstimmung. Es ist überraschend, daß für alle Dächer, große und kleine, gerade und gebrochene, in Stadt und Land tatsächlich nur der liegende Stuhl vorkommt (Blatt 1, 6 und 9). Auffallend ist



● Abb. 33 Ochsenfurt

daran vor allem die große Holzverschwendung, die mit Recht von späteren Lehrbüchern sehr gerügt wird, die man aber im 18. Jahrhundert für notwendig hielt. Denn man nahm es mit dem »Ersten Gebot aller Baukunst«, mit der »Stärke«, sehr genau. Unter den in ihren Abmessungen sehr üppigen Hölzern ragen am meisten die Stuhlsäulen hervor. Sie passen sich unten der Breite der Stuhlschwelle an und nehmen nach oben oft um das Doppelte an Dicke zu. Auffallend sind die vielen Verstrebungen, so vor allem die kreuzweis angeordneten Hölzer unter der Sparrenlage, die die Stuhlsäulen miteinander verbinden, dann die mannigfachen Versteifungen des Stuhlrahmens in der Längs- und Querrichtung.

Als Dachdeckung ist heute nur mehr der flache Ziegel festzustellen, andere Deckungen haben sich nicht erhalten. Im 17. Jahrhundert waren Strohdächer wohl noch recht

häufig, wie aus dem 1688 erlassenen Verbot hervorgeht (Heffner, Verordnungssammlung). Dieses schafft für Neubauten das Strohdach gänzlich ab und verlangt auch dann Umdeckung des Daches, wenn ein Umbau am Hause vorgenommen wird. Wenn auch, wie im ersten Abschnitt erwähnt, dieser Befehl nicht sehr prompt befolgt wurde, so hat die im gleichen Erlaß angekündigte Errichtung von Ziegelhütten jedenfalls stattgefunden, denn schon im Jahr 1700 haben sehr viele Orte ihre »Ziegler«, die in scharfen Wettbewerb miteinander treten. In der Feuerordnung von 1721 wird noch einmal energisch gegen die Strohdächer vorgegangen. Als Dichtung werden bei einfachen Dächern durchweg Spließen verwendet, während bei besseren Bauten Deckung als Doppeldach die Regel ist. Schiefer kommt nur zum Ausdecken der Kehlen, Dachfenster und Kamine in Betracht. Dachrinnen und Kändel sind leider kaum mehr erhalten. Bei einfachen Bauten genügten jedenfalls hölzerne Rinnen, ohne Abfallrohre, bei besseren Gebäuden nahm man Kupfer. Daraus wurden auch die so sehr beliebten Dachknäufe hergestellt, die beim kleinsten Häuschen nicht fehlen durften und die oft gewaltige Dimensionen annehmen.

Sehr zum Schmuck des Daches tragen auch die großen, reich verzierten Kaminköpfe bei. Das immer angestrebte Ideal war, die Kamine am First womöglich symmetrisch herauszuführen. Zu diesem Zweck wurden sie innerhalb des Dachraumes in oft unglaublich schrägen Winkeln gezogen und zusammengeführt, um an dem gewünschten Punkt das Dach zu verlassen.

Zum Schluß sind noch die Dachfenster zu erwähnen, die, meist in großer Anzahl über das Dach verstreut, viel zu dessen Belebung beitragen. Sie werden besonders liebevoll ausgeführt und bilden im Kontrast zu der ruhigen Dachfläche ein wertvolles Schmuckmotiv des ganzen Hauses. Runde, ovale, rechteckige und quadratische Formen sind gleichmäßig beliebt und nicht selten finden sich verschiedene Arten auf einem Dach vereinigt. Das Ohrenfenster spielt auch hier eine große Rolle. Die Gewände sind stets sehr sorgfältig in Holz gearbeitet, immer aus dem ganzen Holz geschnitzt und bis in die Einzelheiten sorgsam durchgebildet.

IV. ABSCHNITT

INNERER AUSBAU

1. ZWISCHENDECKEN

Einer Feststellung der architektonischen Innenraumgestaltung in ländlichen Gegenden treten außerordentliche Schwierigkeiten entgegen. Denn es handelt sich hier nicht, wie in den reichen Palästen und Häusern der großen Städte, um Pracht-einrichtungen, die schon wegen ihres rein realen Wertes vielfach der Nachwelt erhalten blieben, sondern hier sind es größtenteils nur Gebrauchswerte, die erneuert werden, wenn sie abgenützt sind, und der späteren Zeit verlorengehen. Tatsächlich erweisen sich unsere Kenntnisse ganz allgemein als recht dürftig, wenn es sich darum handelt, ein genaues Bild von den Wohnräumen früherer Generationen zu geben. Ganz besondere Schwierigkeiten bieten sich, wenn man die Untersuchung auf ein eng begrenztes Gebiet beschränken will. Dazu kommt, daß in Unterfranken eine geradezu klägliche Unwissenheit der Bevölkerung sehr viel zerstört, und ein ausgedehnter Antiquitätenhandel bis auf wenige Überreste alles nur irgend Wertvolle außer Landes geschafft hat. In den wenigen kleinen Provinzialmuseen finden sich kaum Anhaltspunkte und literarische Nachrichten sind so gut wie keine vorhanden. Einiges Wenige ist aus zeitgenössischen Stichen und Zeichnungen zu ersehen: doch ist man im übrigen auf Schlüsse negativer Art angewiesen. Eine allgemeine Übersicht über die Innenausstattung, die sich vor allem auf die Lehrbücher der Zeit stützt, gibt Göbel in seinem Werk: »Entwicklung des süddeutschen Bürgerhauses.« Hier dagegen kommt nur in Betracht, was für Unterfranken durchaus charakteristisch ist; Möbel und Hausrat müssen natürlich unerwähnt bleiben, da sie nicht in den Rahmen dieser Arbeit gehören.

Zu den Zwischendecken sei hier auch das Gewölbe gerechnet, das, vom Keller abgesehen, sich ausschließlich im Erdgeschoß findet, und zwar durchweg nur in Nutzräumen. Ganz im Gegensatz zu der zeitgenössischen Kirchen- und Schloßarchitektur wird das Gewölbe selbst in reichen Bürgerhäusern nur ganz selten als raumschmückendes Motiv erkannt und dementsprechend sehr wenig auf Gänge, Ern und Treppe ausgedehnt. Das Gewölbe dient hauptsächlich der größeren Feuersicherheit, ferner zum Aufsetzen der Kamine, die fast nie ins Erdgeschoß herunter reichen, und findet sich daher vor allem in Läden und Lagerräumen, in Küchen und hie und da auch in Ställen. Es ist immer in Backstein ausgeführt, meist so schwach wie möglich. Der Hohlraum zwischen der Wölbung und der selbständig tragenden Balkendecke darüber bleibt unausgefüllt. Für die Form der Gewölbe kommt in erster Linie das Mulden- oder Klostergewölbe in Betracht, das keine große Höhe verlangt und mit seiner allseitigen Wölbung reichlich Gelegenheit zu tiefen Stichkappen an Fenstern und Türen gibt. Neben dem Muldengewölbe erscheinen auch die Tonne und das Kreuzgewölbe; am beliebtesten aber sind Kombinationen aus allen zusammen. Dabei ergibt sich die Gliederung durch breite Gurtbänder, die gern in



Abb. 34

Obernbreit

T-artiger Figur angewandt werden, das heißt eine Gurte läuft von Wand zu Wand, während eine zweite rechtwinklig dazu nur bis zum Scheitel der ersten reicht (Gasthof zum Bär, Blatt 3). Die Verschneidungen der einzelnen Gewölbeteile oder die Stichkappen in das Gewölbe sind oft recht unregelmäßig, willkürlich und wenig schön; dagegen finden sich fast überall wunderhübsche Stuckverzierungen. In der frühen Barockzeit werden die Gratlinien und die Schnittkanten der Stichkanten von Akanthusranken begleitet; die Mitte bildet ein rechteckiges und verkröpftes oder ovaies Feld, das von einer kräftigen Profilleiste oder von einem Akanthusgewände eingerahmt ist. Nach 1710 wird das Bandwerk überall große Mode; meist erhält jede Gewölbefläche in der Mitte ein ihrer Form entsprechendes Bandornament, während die Grate freibleiben. Ein besonders schön und zu-

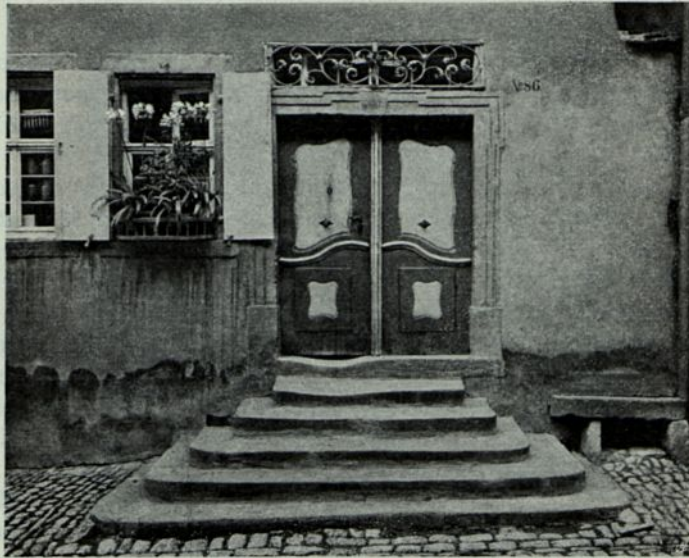


Abb. 35

Mainbernheim

gleich einfach verziertes Gewölbe besitzt das Gasthaus zum Bären in Kitzingen. Dort sind nur die Gurten mit Bandwerk verziert, jede einzelne Gewölbefläche dagegen ist mit einem ruhigen Profil eingefasst. Die Wirkung wird dort noch wesentlich gehoben durch einen anspruchslosen farbigen Anstrich, der seiner Stimmung nach alt sein könnte. Das Rokoko behält die einfachen Schmuckmotive bei. Muschel- oder Rankenwerk finden sich auf Gewölben nie.

Im ganzen fehlt der bürgerlichen Baukunst der Barockzeit entschieden der Sinn für den raumbildenden Charakter des Gewölbes; zumal in den einfachen Bauten betrachtet sie die Form des Gewölbes vollkommen als Nebensache und geht gleichgültig und willkürlich damit um. Diese Beobachtung bestätigt sich durch die überwiegende Verwendung des Muldengewölbes, das in seiner Ausdruckskraft schwach und langweilig ist.

Die normale Zwischendecke für Wohnräume ist die Holzbalkendecke ohne Fehlboden, mit Stuckplafond auf der Unterseite. Nur über Scheuern, Kelterräumen und ab und zu über Vorplätzen zu Kellern, wie beim Schliermann-Haus in Escherndorf (Blatt 4), kennt man offene Balkendecken. Schon im 17. Jahrhundert scheint die Stuckdecke auch bei kleinen Wohnungen allgemeine Anwendung gefunden zu haben. Eine Vorschrift dafür existiert nicht, wie etwa in Dresden, wo die Stuckdecke 1720 aus Gründen der Feuer-sicherheit vorgeschrieben wurde (Dietrich, Beiträge zur Entwicklung des bürgerlichen Wohnhauses in Sachsen). Jedenfalls sind massenhaft Stuckplafonds schon aus dem 17. Jahr-hundert, sogar in Bauernhäusern, erhalten. Auch ist das Handwerk der »Kleeber« oder »Sticker« bis in die kleinsten Orte weit verbreitet, wie aus alten Rechnungen und Ur-kunden klar hervorgeht.

Über die Konstruktion der Decken ist nichts von Belang zu erwähnen. Die Balken sind stets sehr kräftig, so daß die Gesamtdeckenstärke zwischen 35 und 45 cm schwankt. Auffallend ist die häufige Verwendung von Unter- beziehungsweise Überzügen. In kleinen Häusern sind sehr oft überhaupt keine Tragmauern vorhanden, sondern an deren Stelle treten mächtige Unterzüge; aber auch wenn Tragmauern vorhanden sind, werden bei etwas größeren Spannweiten trotz reichlicher Bemessung der Deckenbalken immer sehr vorsichtig Unterzüge eingeschaltet. Um die Prunkzimmer des Obergeschosses nicht durch Unterzüge zu verunzieren, werden diese in Form von Überzügen in den Dachboden ver- legt und daran jeder Balken mit einem eisernen Schraubenbolzen und Mutter befestigt. Bei größeren Spannweiten sind die Überzüge mittels Hängesäulen am Dachstuhl aufge- hängt. Die Stuckierung ist technisch von vorzüglicher Qualität. Die allermeisten Decken haben sich bis heute ohne Reparatur erhalten und zeigen kaum Sprünge.

Die formale Ausstattung der Decke ist fast überall recht üppig, nur in ganz ärmlichen Verhältnissen wird sie völlig glatt gelassen oder mit einer einfachen Leiste eingerahmt. In allen Bauernhäusern dieser Zeit finden sich mindestens zwei Räume reicher verziert. Die Motive wechseln natürlich das ganze Jahrhundert hindurch mit dem Stil. Konstant bleibt nur die Hohlkehle als Übergang zur Wand und unter dieser ein Rundstab oder eine Wellen- leiste als Abschluß. Die einfache Verzierung besteht aus einem runden oder rechteckigen Mittelfeld, einem Motiv, das während des 17. und 18. Jahrhunderts gleichmäßig Geltung hat. Als reichere Ausstattungen erscheinen im 17. Jahrhundert die großen geometrischen Muster, die durch stark hervortretende, reich profilierte Leisten gebildet werden; ge- wöhnlich sind es mehrere ineinandergeschobene, rahmenartige Gebilde, die ein Mittel- feld umschließen. Dies enthält ein Wappen oder Initialen, hie und da auch figürliche Dar- stellungen. Dazwischen kommen auch üppige, italienisierende Barockdecken vor, mit dickem Akanthusgeranke, Kartuschen, Figuren und ausgemalten Feldern; doch bilden sie Aus- nahmen. Kurz nach 1700 taucht das Bandwerk auf, das bis gegen Ende des Jahrhunderts das wichtigste Ornament bleibt. Es ersetzt den starken Auftrag der Barockleisten durch eine ganz flache Technik und stellt in seiner phantastischen Abstraktheit eine charakte- ristische Verdeutschung der französischen »Arabesken« dar. Seine Verbreitung ist ganz erstaunlich. Jedes zweite Haus besitzt irgendwelchen derartigen Schmuck, der von dem hohen Durchschnittskönnen des »Kleeber«-Gewerbes bis in die kleinsten Dörfer zeugt. Etwa 1735 beginnt auch das eigentliche Rokokowerk, Blüten, Zweige, Muscheln, Figuren usf., sich in den ländlichen Gegenden einzufinden, doch dringt es nicht so tief ein wie das Bandwerk. Jene komplizierten Darstellungen erforderten weit geübtere Künstler als die einfachen Ornamente, weshalb sie immer auf die Häuser der Reichen beschränkt bleiben. Dort aber fehlen sie nie. Jedes größere Bürgerhaus enthält mindestens eine, meist sogar zahlreiche prächtige, figurenreiche Rokokodecken. — Im letzten Viertel des Jahrhunderts dringen dann auch Anklänge an die strengere, klassizistische Art durch; doch ist es über- raschend, wie abweisend sich das Volksempfinden dagegen verhielt. Nur einzelne Motive



Abb. 36

Groß-Umstadt

werden in den noch immer sehr beliebten Rokokozauber mit übernommen und diese Vermengung erhält sich noch einige Zeit, bis mit dem Ende des Jahrhunderts allmählich alles in Vergessenheit gerät.

Die Unterzüge bleiben merkwürdigerweise häufig, entgegen den Geboten der Feuer-sicherheit, ohne Stucküberzug, sondern werden nur weiß getüncht. Wo sie stuckiert sind, ist der Übergang zur Decke mittels Hohlkehle hergestellt, und sie tragen ausnahmslos an der Unterseite Bandwerkornament. Die einzelnen Teile der Decke, die durch Unterzüge voneinander abgetrennt werden, sind stets gesondert behandelt und bilden nie zusammen mit dem Unterzug ein ornamentales Ganzes.

Gegenüber vorangegangenen Zeiten bedeutet die allgemeine Verbreitung der Stuckdecke in durchweg sehr solider und meist künstlerisch fein empfundener Ausführung ganz zweifellos einen erheblichen künstlerischen und technisch-praktischen Fortschritt. Denn die Decken, welche die Gotik und die Renaissance für die gleichen Hausgattungen anwandte, waren äußerst kümmerlich in bezug auf Feuerfestigkeit, Wärmehaltung, Dichtheit und Helligkeit, selbst wenn sie geschmacklich auf gleicher Höhe standen. Rein künstlerisch verleitete die leichte Technik des Stuckierens allerdings häufig zu Mißgriffen: die figuren- und schnörkelüberladenen Decken passen wohl in hohe repräsentable Zimmer, nicht aber in die niederen Stuben ländlicher Gebäude. Aber der sichere künstlerische Geschmack der Zeit wandte seine Vorliebe dem flachen Bandwerk zu, das mit seinen den Verhältnissen sowie der Technik vorzüglich angepaßten Formen zur unbestrittenen Vorherrschaft gelangte.

Für die Böden der Räume lassen sich kaum lokale Eigentümlichkeiten feststellen. Das Normale ist der Bretterboden, dessen Fugen ausgespänt werden. In wohlhabenderen Häusern ist er von eichenen Rahmen eingefast, in welche die Bretter auf Nut und Feder eingelassen sind. Größere Flächen werden durch diese Eichenrahmen, die stets dunkel gefärbt sind, in vier und mehr kleinere Rechtecke eingeteilt, um die Bretterlängen möglichst zu kürzen. Bei stattlichen Gebäuden bilden diese dunklen Eichenstücke oft schöne geometrische Figuren, deren Wirkung durch verschiedene Lage und Maserung der Füllungs-brettchen noch wesentlich gehoben wird. Auf die Holzmaserung ist überhaupt meist sorgfältig Bedacht gelegt, gestrichene Böden kannte man offenbar nicht. Für Hausflur und Küche kommen ausnahmslos große, quadratische Sandsteinplatten zur Verwendung, die diagonal verlegt werden. Im Erdgeschoß der einfachen Häuser entstehen vielfach dadurch Niveauunterschiede, daß in den Stuben Bretterböden auf Balkenunterlage verlegt sind, während in den übrigen Räumen der Plattenbelag direkt auf gestampftem Lehm aufgebracht ist.

Estriche finden sich in Wohnräumen äußerst selten, dagegen in Lagern, Schuppen u. dgl. sehr häufig. Der Dachboden ist gewöhnlich mit einem sehr dauerhaften Kalkestrich belegt, der zweifellos in Brandfällen sehr gute Dienste leistete. An mehreren Häusern konnte festgestellt werden, daß der Dachstuhl ohne Schaden für das übrige Haus abgebrannt war.

2. ZWISCHENWÄNDE

Der Unterschied in der Behandlung der Außen- und Innenmauern war früher durchweg größer als heute. Die alten Umfassungsmauern sind im allgemeinen sehr stark und richten sich meist nach der Regel, die in allen Lehrbüchern zu finden ist: „Wenn das Haus umher mit Steinen erbaut wird / muß die Mauer an dem obersten Geschoß zwei Fuß dicke gemacht werden / unterwärts aber durch alle Geschoß und durch den Grund um einen halben Fuß zunehmen.« Dadurch kommt man bei dreigeschossigen Bauten auf Mauerstärken von 90 bis 100 cm im Erdgeschoß, ein Maß, das auch für viele zweigeschossige Bauten als normal gilt und öfter bis zum doppelten Betrag überschritten wird. Bei den einfachen Häusern auf dem Lande allerdings wird die Regel gewöhnlich nicht eingehalten. Eine amtliche Vorschrift gab es nicht, doch wurden schon aus Erwärmungsgründen die Außenmauern durchweg recht massiv gebaut. Bei den Innenmauern dagegen begnügte man sich im allgemeinen mit äußerst geringen Stärken. In den gewöhnlichen zweigeschossigen Häusern sind alle Innenmauern ausnahmslos 10 bis 15 cm stark, ohne Rücksicht darauf, ob sie Balken tragen oder nicht; nur in größeren mehrstöckigen Bauten werden einzelne Mauern als Tragmauern behandelt und wenigstens im Erdgeschoß, ausnahmsweise auch im ersten Stock, etwas verstärkt. Eine Ausnahme machen Mauern, auf



Abb. 37

Ochsenfurt

denen Gewölbe ruhen. Die meisten Innenmauern sind nicht aus Stein hergestellt, sondern aus lehmgefülltem Fachwerk, das neben geringerem Preis noch den Vorteil größerer Leichtigkeit besitzt. Sie hatten eigentlich weniger den Charakter von Mauern als den zufälliger Scheidewände. Das geht schon daraus hervor, daß es durchaus nicht üblich war, dieselben in den einzelnen Geschossen unbedingt übereinander zu stellen. Dieser Umstand macht zwar starke Deckenkonstruktionen notwendig, ergibt aber für die Einteilung der Räume die größte Bewegungsfreiheit. Daraus erklären sich auch die vielfachen Veränderungen, welche die meisten Häuser seit ihrer Erbauung erlitten haben: unzählige Male wurde die Raumverteilung abgeändert und den Wünschen des neuen Besitzers angepaßt, so daß der ursprüngliche Zustand kaum mehr zu ermitteln ist. Die Lehrbücher schreiben vor, daß Wände, die unter sich keine Mauer haben, aus Sprengwerk zu machen seien, um sich selbst tragen zu können. Derartige Wände konnten zwar nicht festgestellt werden, doch ist ihr Vorkommen nicht unwahrscheinlich. Im allgemeinen aber wurde der viel bequemere Unterzug verwendet. Es kommt auch vor, daß Zwischenwände des Obergeschosses an Überzügen im Dachboden mittels eiserner Klammern aufgehängt sind, um die darunter liegende Decke zu entlasten.

Die Wände sind durchweg gleichmäßig glatt verputzt, nur für die Fachwerkwand des Dachgeschosses herrscht eine einfache Art der Verzierung. Die Hölzer werden freigelassen, nur die Felder verputzt und in die weiche Masse mit einem rechenartigen Instrument einfache Verzierungen eingegraben. Die Zimmerhöhen schwanken meistens

zwischen 3 m und 3·30 m und erreichen in Ausnahmefällen ein Maß bis zu 3·70 m. Das Verhältnis der verschiedenen Geschosse zueinander ist unbestimmt; manchmal wird die Höhe des Obergeschosses, manchmal die des Untergeschosses größer genommen, meist sind beide annähernd gleich. Nirgends werden etwa besonders große und stattliche Zimmer auch durch größere Höhe gegenüber anderen Räumen des gleichen Hauses hervorgehoben.

Auf den Schmuck der Wand wurde offenbar wenig Wert gelegt; in den allermeisten Fällen dürfte er in einem einfachen Anstrich bestanden haben. Anhaltspunkte dafür fehlen völlig, weil alte Reste nirgends erhalten sind. In den einfachen Häusern war die Wand wohl, wie heute noch, weiß getüncht, aber auch in besseren Verhältnissen scheint die Verzierung der Wand nur wenig Beachtung gefunden zu haben. Die Bemalung beschränkte sich offenbar auf einfachsten Anstrich oder höchstens Schablonierungen. Da nirgends etwas erhalten blieb, kann es sich unmöglich um kunstvolle Bemalungen gehandelt haben. Darauf lassen auch die vorhandenen Baurechnungen schließen, deren Posten für Maler und Tüncher stets sehr bescheiden sind. Auch die Auswahl der Farben kann laut den Verdingungsberichten und Rechnungen nur eine recht geringe gewesen sein. Nach den spärlichen Andeutungen in der Literatur und nach zeitgenössischen Bildern zu schließen, sah die landläufige Wanddekoration etwa folgendermaßen aus: einfarbig gestrichene Wand, durch dunkle Borten in Felder geteilt, als Abschluß nach unten ein dunkler Sockel, einfarbig oder ebenfalls in Felder eingeteilt, als Übergang zur Decke die weiß getünchte Hohlkehle. Diese sehr einfache Behandlung der Wand steht in gewissem Gegensatz zu der entwickelten Möbelkultur, die bis in ganz kleine Verhältnisse durchgedrungen war.

Papiertapeten kennt anscheinend die ganze Gegend nicht; jedenfalls ist nie davon die Rede und es finden sich auch nirgends die zu deren Bedruckung benötigten Holzstempel. Die farbigen Papiere, die für Büchereinbände oder zum Auskleben von Wandschränken geeignet haben, sind gewöhnlich so klein gemustert, daß sie für große Flächen nicht in Betracht kommen.

In sehr reichen Bürgerhäusern findet sich hie und da Stoffbespannung, doch auch hier nur in den besten Zimmern. Einige gute Exemplare sind noch an Ort und Stelle erhalten, wie etwa in einem Zimmer des Meißner-Hauses in Volkach, das für diese Art Wandbekleidung typisch ist (Blatt 10). Eine niedrige Lambris aus Eiche, die durch Füllungen belebt und in der Farbe der Türen dunkel gebeizt ist, läuft rund herum und springt in den Fensternischen zur Höhe des Fensterbrettes empor. Über dieser Lambris ist die Wand in rechtwinklige Flächen eingeteilt, soweit sie nicht durch Fensternischen, Türen- und Ofennische in Anspruch genommen ist. Diese primitiven »Panneaus« sind bespannt und mit einer starken Leiste umrahmt; über der Tür eingelassene Ölgemälde vervollständigen den Schmuck des Raumes. Die Bespannung selbst besteht aus grobem Sackleinen, das in großen, den Feldern entsprechenden Stücken zusammengenäht und mit Ölfarbe dunkel grundiert ist; darauf wurde mit Holzstempel ein sich wiederholendes Rahmenornament gedruckt und die Mittelfelder desselben in figürlichen Darstellungen mit der Hand ausgemalt. Neben dieser ortsüblichen Manier, die für einigermaßen kaufkräftige Leute noch zu erschwingen war, dürften Importen, wie gemalte Seide, ausländische Wirkstoffe oder gar Leder äußerst selten gewesen sein. Holzlambris in der Höhe von 40 bis 50 cm findet sich häufig auch da, wo der Besitzer sich nur ein Tünchen der Wand erlauben konnte. Dann ist sie aus weichem Holz ausgeführt und in hellen Tönen bemalt.

Gegenüber der Fülle von Wandschmuck, die großstädtischen Patriziern und reichen Fürsten zu Gebote stand, erscheint die Ausstattung der einfacheren Häuser dieser Zeit außerordentlich kümmerlich, zumal auch die Vorhänge noch kaum eine Rolle spielten. — Diese bestanden gewöhnlich nur aus horizontalen, schmalen, faltigen Streifen, die den oberen Abschluß der Fensternische verdeckten und nur hie und da üppiger, über eine Stange gerafft und mit Quasten versehen waren, wie dies ebenfalls aus Bildern zu er-



Abb. 38 Ochsenfurt

kennen ist. Auch sogenannte »Rouleaus« waren sehr selten, soweit es sich aus den dürftigen Anhaltspunkten schließen läßt. Alle die praktischen Erfindungen dringen erst gegen Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts langsam in die ländlichen Gebiete vor, also in einer Zeit, in der die Blüte der unterfränkischen Baukunst schon erloschen war, und kommen daher für diese Betrachtung nicht in Frage.

Im Gegensatz zur Wanddekoration fand die Tür, in ihrer Wichtigkeit für die Ausgestaltung des Innenraumes, volle Würdigung und entsprechende sorgfältige Behandlung. Die Einflügeltür wurde ganz auffallend bevorzugt, während die Doppeltür auch in reichen Häusern und sehr großen Räumen fast nie vorkommt. Die Lichtweite der Innentüren schwankt bei kleinen Häusern zwischen 82 und 85 cm, bei großen zwischen 95 und 100 cm.

Die Höhe beträgt bei geringen Ausmaßen etwas mehr als das Doppelte der Breite, bei stattlichen Breitenmaßen entweder ebensoviel oder etwas weniger, so daß im allgemeinen gemächlich breite Proportionen die Regel sind. Auch zeigt sich überall das Bestreben, die Türen womöglich im ganzen Haus nach den gleichen Maßen und Formen auszuführen, um ruhiges Aussehen und handwerkliche Vorteile zu erzielen. Die hohe Schwelle erhält sich häufig bis ins 18. Jahrhundert, in einzelnen Fällen bis zu 18 cm Höhe. Die Form der Zweifüllungstür wird aus früheren Zeiten übernommen, erhält aber jetzt erst ihre vorzügliche Detailausbildung, ähnlich wie wir sie schon an den Außentüren kennengelernt haben. Dabei bilden sich einige ständig wiederholte Typen heraus, die in handwerklicher Überlieferung stellenweise heute noch fortleben.

Die meist verbreitete Art dieser Zweifüllungstüren zeigt ein Stück aus dem Pfarrhaus in Randersacker (Blatt 12). Sie kommt im 17. wie im 18. Jahrhundert gleich häufig vor und wird erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts seltener. Das Beispiel stellt eine sehr einfache Ausführung dar. Bei reicheren Mitteln werden die Profileisten üppiger, die Füllungen erhalten in der Mitte Verzierungen, das bekrönende Gesims wird durch Konsolen unterteilt. Charakteristisch bleiben der flache Rahmen, die kräftige Bekrönung und die seitlichen, ohrenartigen Verkröpfungen oben und unten, vor allem aber die Eigentümlichkeit, daß das obere horizontale Rahmenholz nicht in gleicher Breite durchläuft, sondern statt dessen eine Art Architrav und Gesims unmittelbar über der Türlichte aufsitzt. Dadurch wird bewußt die ganze Erscheinung in die Breite gedrückt und selbst schmalen Türen ein behagliches Aussehen verliehen. Als Material für diese Türen kommt gewöhnlich weiches Holz zur Anwendung, das mit Ölfarbe gestrichen und lackiert ist. Helle Farbtöne werden bevorzugt, wie grau, graugrün und weiß, mit schwarzen oder doch dunklen Leisten.

Etwas andere Gestaltung erhalten die Türen größeren Formats. Ein sehr kräftig profiliertes Gewände läuft ohne Verkröpfung in gleichmäßiger Breite herum. Die Füllungen der Flügel bestehen aus einer kräftigen, umrahmenden Profileiste, einem breiten, vertieften Rand und dem erhabenen Mittelstück, das über die Fläche der Randhölzer noch heraustritt (Blatt 10). Ursprünglich wird diese Türform nur in vornehmer Ausführung hergestellt, in Eiche, dunkelgebeizt und mattiert. Allmählich tritt sie ganz allgemein auf und nimmt, der Mode entsprechend, bald verschnörkelte Rokokoformen, bald strenges, klassizistisches Aussehen an. In der Spätzeit tritt an Stelle der unteren Füllung sehr oft die schon bei den Eingangstüren erwähnte postamentartige Form auf.

Ein sehr wichtiger Bestandteil der Tür ist das Beschläge; zumal die einfachen Türen der frühen Zeit sind in ihrer Wirkung stark auf das Beschläge berechnet. Das Ornament ist durchweg plastisch herausgearbeitet und hebt sich dadurch besonders von der glatten Tür ab. Dazu ist es auch stets farbig hervorgehoben: bei hellen Türen durch dunklen Anstrich, bei gebeizten durch Bronzierung oder farbige Bemalung. Die mächtigen Kastenschlösser haben teilweise sehr sorgfältige Mechanik und schön geschmiedete Deckplatten. Das französische Schloß aus Messing oder mit Messingplatte findet sich nur selten und erst in der Spätzeit. Es wird gegen Ende des Jahrhunderts durch das Einsteckschloß rasch verdrängt. Auch die Fischbänder treten spät auf und müssen die schön geschmiedeten Bänder, besonders auf dem Lande, noch sehr lange als gleichberechtigt neben sich dulden.

Türen und Beschläge sind noch während der ganzen Barockperiode besondere Lieblinge, nicht nur in wohlhabenden, sondern auch in einfachsten Häusern. Das damalige vorzügliche handwerkliche Können tritt deutlich in die Erscheinung, wenn etwa in dem gleichen Haus alte und neue Türen nebeneinander stehen oder an ein und derselben Tür alte und neue Beschläge sich finden. Selbst da, wo der moderne Handwerker die alten Formen nachzuahmen sucht, geraten sie ihm steif und papieren, und nie gelingt die weiche volle Natürlichkeit, die in jedem dieser harmlosen Profile oder in den flüssigen Schnörkeln der alten Beschläge liegt.



Abb. 39

Sommerhausen

Das Fenster ist teilweise schon beim Außenbau besprochen worden, so daß hier nur noch einiges hinzugefügt werden muß. Für den Innenraum besonders belebend sind die tiefen Fensternischen, die eine Folge der starken Mauern sind. Die Fensterbrüstung ist selten mehr als einen Stein dick, so daß zwar ein Fensterbrett fortfällt, dafür aber eine sehr tiefe Nische gewonnen wird. Die Nischenbreite ist stets wesentlich größer als die des Fensterrahmens, wodurch, zugleich mit hübschem Aussehen, reichlichere Lichtzufuhr gewonnen wird. Der flache Bogen, mit dem die Nische überwölbt ist, trägt besonders bei breiten, niedrigen Fenstern oder bei Fenstergruppen ungemein zur Gemütlichkeit des Innenraumes bei (Blatt 10). Es ist unbegreiflich, daß ein so natürliches, raumgestaltendes und schmückendes Motiv wie die Fensternische so völlig verlorengehen konnte, und auch heute, sogar da, wo die nötige Mauerstärke vorhanden wäre, so selten angewandt wird.

Infolge der starken Außenmauern waren alle Mauernischen damals sehr beliebt. Man brachte gern zur Entlastung über Kellertüren, Einfahrten u. dgl. Aussparungen an und schwächte auch zur Materialersparnis große Mauerflächen, wie die der Feuermauern, durch mächtige Nischen, die neben dem praktischen Vorteil zugleich eine wertvolle Belebung des Innenraumes brachten. Selbst in kleinen Häusern und bei nicht sehr starken Mauern finden sie sich häufig, meist so groß, daß ein Sofa oder die Kopfenden zweier Betten darin Platz finden können. Manchmal sind diese Nischen auch mit Gewänden oder Säulen architektonisch ausgestaltet, kleinere, soweit sie nicht zu Schränken dienen, auch

durch Plastiken geschmückt. Besonders schöne Beispiele zeigt das schon einmal erwähnte Gerberhaus in der Spitalgasse zu Ochsenfurt, das durch viele Steinverzierungen im Innern auffällt: Nischen- und Wandschränkeumrahmungen, Friese, sogar steinerne Bordbretter finden sich hier; sie waren offenbar ursprünglich farbig bemalt, sind sehr sorgfältig gearbeitet, aber für die engen Wohnräume eines Bürgerhauses doch seltsam.

Die Wandschränke sind keine neue Erfindung der Barockzeit. Ihre Verwendung kam schon im Mittelalter vor; doch beschränkte man sie noch in der Renaissance auf ganz kleine Kästchen, die als besonders sicherer Aufbewahrungsort für Geld und Schmuck dienten (Die kluge Haushalterin) oder aber in dekorative Spielerei ausarteten. Erst der Barockzeit ist das Verdienst zuzusprechen, den Wandschrank, dem vermehrten Bedürfnis nach Bequemlichkeit entsprechend, praktisch ausgestaltet und in die architektonische Raumbildung einbezogen zu haben. Am liebsten wird er in kleinere Mauernischen eingebaut. Auch sonst wird man findig im Unterbringen von Schränkchen. Oft ergibt sich unter der ansteigenden Obergeschoßstreppe Raum für einen Kasten, und selbst da, wo die Treppenarme übereinander liegen, gewinnt man ein von der unteren Treppe aus erreichbares kleines Kästchen. Gern benutzt man auch schmale Winkel, wie sie etwa zwischen einem Kamin und einer nahen Querwand übrig bleiben, ferner Dachschrägen, manchmal sogar die Fensternischen bis zur Höhe der Fensterbank, zum Unterbringen von Schränken, je nachdem Baumeister oder Bauherr eine spezielle Vorliebe dafür haben. Auch dort, wo ein Kamin störend durch ein Zimmer läuft, wird gern, symmetrisch zu ihm, ein Wandschrank angeordnet, um einen besseren Raumeindruck zu gewinnen. Die dekorative Ausgestaltung der Wandschränke läßt der barocken Zierlust freies Spiel. Umrahmungen und Flügel lehnen sich meist eng an die Türen an, doch kommen auch mehr möbelartige, phantastische Ausführungen sowohl in der Frühzeit wie im eigentlichen Rokoko vor. Einige sehr schöne Exemplare besitzt der Gasthof zum Bären in Kitzingen (Blatt 14).

Es ist nun noch ein Wort über Kamine und Öfen zu sagen, soweit sie zur charakteristischen Ausstattung der Häuser gehören. Holzschlote, die nur dürftig mit Lehm bestrichen waren, scheinen bei einfachen ländlichen Bauten bis weit in das 18. Jahrhundert hinein, wie überall, so auch im Hochstift Würzburg, die übliche Kaminform gewesen zu sein. In der Verordnung von 1688, die schon im ersten Abschnitt erwähnt wurde, wird der Feldzug gegen die Schlöte, die nicht ganz aus Stein ausgeführt sind, eröffnet, doch, wie es scheint, mit wenig Erfolg; denn 33 Jahre später, im Jahre 1721, wird eine ausführliche Feuerordnung für das ganze Land erlassen, aus der hervorgeht, daß die »mehrenteils aus Holz aufgeführten Schlöte« noch recht oft vorkommen, und die noch einmal befiehlt, »daß die alten Schlöte von obiger Beschaffenheit abgethan oder wenigstens hinlänglich verbessert und zu gewissen Zeiten gesäubert werden« (Heffner, Verordnungsammlung). Die eingehenden Bestimmungen dieser Verordnung, besonders für die Feuerkontrolle, scheinen übrigens doch eine ziemlich durchschlagende Wirkung gehabt zu haben; wenigstens finden sich bei allen später gebauten Häusern, auch bei den kleinsten unter ihnen, außerordentlich solide Schlöte. Das Bauernhaus hat nur einen Schlot, der bis ins Erdgeschoß geht, dort das Feuer von Küchenherd und Stubenofen empfängt und im Obergeschoß das vom Ofen der Vorderzimmer in einer zweiten Röhre aufnimmt; auch in allen kleineren und mittleren zwei- und dreistöckigen Bürgerhäusern bleibt ein zweiter Schlot Ausnahme oder ist erst in neuerer Zeit hinzugefügt worden. Der Ofen wird nie in der Stube selbst, sondern stets von Ern oder Küche aus geheizt. Sehr selten gehen die Schlöte bis ins Erdgeschoß durch, sondern sie sitzen allermeist im ersten Stock auf der Balkenlage oder dem Gewölbe auf. In den kleinen Häusern endigt der einzig vorhandene Schlot in dem Rauchmantel über dem Küchenherd; bei größeren Bauten aber diente das Untergeschoß zu Lager- oder Ladenzwecken und wurde nicht geheizt. Vorgelege sind in großen Bauten allgemein üblich, kommen aber in kleinen und mittleren Häusern kaum vor. Räucher-

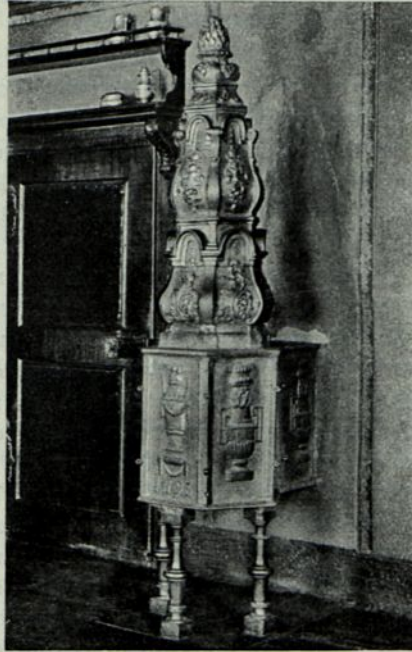


Fig. 40 Feuchtwangen

kammern befinden sich in der Regel im Dachboden als besonderer Anbau an den Schlot und sind von diesem durch eine Klappe getrennt. Als Küchenfeuerung wurde stets ein offener Herd mit darüber befindlichem Schlotmantel benützt. Diese kurzen Angaben über Kamine sollen genügen, da ein näheres Eingehen auf die Konstruktion durch schon vorhandene, ausführliche Beschreibungen sich erübrigt (Göbel, Entwicklung des süddeutschen Bürgerhauses).

Das gleiche gilt für die Öfen; auch hierüber existieren eingehende Beschreibungen, so daß hier nur das erwähnt werden soll, was zum lokalen Charakter der Bauten unbedingt gehört (Göbel, wie oben, Röper und Bösch, Öfen). Die ganz aus Kacheln gebauten Öfen kommen nur in manchen, besonders in den nördlichen Gegenden häufig vor, jedoch

nur in der frühen Zeit; vereinzelt finden sich Prachtstücke dieser Art in besonders reichen Bürgerhäusern. Der Ofen, der im Bauernhof wie im Patrizierhaus weitaus am meisten vertreten ist und der bis 1740 als der unbedingt vorherrschende Typ bezeichnet werden muß, hat folgende Form: Auf mehr oder minder kunstvollen Stein- oder Tonfüßen ruht ein rechteckiger, eiserner Feuerkasten, der mit der einen Seite in die Wand vermauert ist und von außen beheizt wird. Die drei sichtbaren Gußeisenplatten tragen immer reichen Schmuck, meist bildliche Darstellungen und Inschriften, und sind an den Ecken mit halbrunden, verzierten Schienen und großen Schraubenmuttern zusammengehalten. Darüber erhebt sich ein mächtiger Aufbau aus schwarz glasiertem Ton, der die Moden sämtlicher Dekorationsstile mitmacht; von strengen Renaissance- und üppigen, figurenreichen Barockformen wandelt er sich zu dosenartigen, bauchigen Rokokogebilden und wird gegen Ende des Jahrhunderts zur girlanden- und medaillongeschmückten Pyramide, Vase oder gar zum Säulenstumpf. Derartige Öfen sind in einfachen und prächtigen Ausführungen in großer Zahl teils in Provinzialmuseen, teils an Ort und Stelle noch erhalten.

Seit 1730 gesellen sich zu ihnen, zuerst nur für kleinere Zimmer, dann sie immer mehr verdrängend, die eisernen Öfen, wie sie damals im Handel in ganz Deutschland zu haben waren (Fig. 149 a, 133). Sie behalten die Tradition guter, handwerklicher Ausführung teilweise noch lange bei, haben gute Formen, angegossene oder in Blech getriebene und aufgenietete Verzierungen, doch macht sich, je länger, je mehr, die fabrikmäßige Herstellung nachteilig bemerkbar. Gute Formen werden praktischen Vorteilen geopfert, und jeglicher lokale Einschlag geht verloren. Im großen ganzen aber muß der Ofen während der Barockzeit als ein Hauptschmuckstück der Wohnräume betrachtet werden. In seiner Ausführung erweist sich aufs neue das hohe handwerkliche und künstlerische Können der Zeit, vereinigt mit unerschöpflicher Phantasie und Liebe zum Detail.

Bei der Behandlung des Grundrisses hat sich gezeigt, daß die Zweckbestimmung der einzelnen Räume sich nur auf die elementarsten Begriffe beschränkte. Jegliche feinere Differenzierung blieb Seltenheit. Bei der Innenausstattung der Räume treten etwas bestimmtere Unterscheidungen auf, aber auch hier sind sie durchschnittlich gering. Das Wohnzimmer vor allem weist eine besondere Behandlung gegenüber den anderen Räumen auf. Jedes noch so kleine Haus hat zwei Stuben, die sich rein dekorativ wenigstens durch eine verzierte Stuckdecke von den Kammern unterscheiden. Bei reicheren Mitteln kommt dazu ein sorgfältig ausgeführter Boden, eventuell Wandschränke, manchmal Lambris, häufig hübsche Ausgestaltung des Alkovens durch Umrahmung der Öffnung oder eine behäbige Tür zu demselben, wahrscheinlich auch bessere Bemalung der Wand und nicht zuletzt der schmucke Ofen mit der Ofennische. Zuweilen wird eine »Prangstube« im ersten Stock durch reichlichere Ausstattung vor der Wohnstube hervorgehoben.

In den reichen Bürgerhäusern tritt durch die größere Zahl der Räume mehr Abwechslung auf. Hier lassen sich regelmäßig drei Zimmerarten erkennen: die gute Stube, die je nachdem »Prang-« oder »Audienzstube« oder »Saal« genannt wird, die Wohnstube und die Schlafkammer. Die verschiedenen »Auszierungen« der Architekturlehrbücher, wie die »italienische«, »deutsche«, »holländische« usw., kennt man in der Praxis nicht, sondern verwendet für alle drei Zimmerarten die gleiche Art der Ausstattung, die in mehr oder weniger reicher Ausführung erscheint. Es ist ungefähr die Art, wie sie bei der Behandlung des Wandschmuckes beschrieben wurde. Sie kommt der sogenannten »französischen Auszierung« am nächsten, verquickt diese aber mit sehr starken deutschen und lokalen Einschlägen. Es gibt weder offene Kamine, noch Steinböden, noch hohe Fenster, die womöglich bis zum Boden reichen, dafür aber behagliche Kachelöfen, eingelegte Holzböden, gemütliche, breite Fenster in tiefen Nischen und ähnlichen Raumschmuck, wie er oben schon geschildert wurde. Am prächtigsten ist immer die gute Stube bedacht; dort sind Deckenstukkaturen, reiche Beschläge an Tür und Fenstern, Ofen, Wandbekleidung in den

üppigsten Ausgestaltungen zu finden. Doch bleibt sie immer eine »Stube« im alten Sinne, selbst in den reichsten Häusern, und nimmt nie den undeutschen Charakter des »Saales« oder der »Galerie« an, wenn auch eitle Bauherren diese Bezeichnung zweifellos sehr gern hören mochten. Wesentlich einfacher wird die Wohnstube bedacht; sie dient auch gleichzeitig zum Einnehmen der Mahlzeiten, da ein besonderes Speisezimmer fast nie vorhanden ist. Auf das Schlafzimmer ist wieder größte Sorgfalt verwendet, so daß es manchmal dekorativ auf gleiche Stufe mit der guten Stube zu stellen ist. Häufig finden sich hier reich verzierte Wandschränke und fast nie fehlt der besonders malerisch wirkende Alkoven mit seiner hübsch umrahmten Öffnung oder einer großen Flügeltür.

Damit sind die hauptsächlichen Wohnräume schon aufgezählt; daneben gibt es nur noch kleine Stuben oder Kammern. Nur selten sind solche Räume zu gesellschaftlichen Zwecken im Zusammenhang mit der guten Stube benutzbar oder weisen, dem Beispiel der französischen »Cabinets« folgend, eine bessere Ausstattung auf. Gewöhnlich ist dieselbe sehr einfach: glatte, getünchte Wände, einfacher Bretterboden und nur selten eine etwas hübschere Stuckdecke — nirgends charakterisiert sie den besonderen Zweck eines Kinder- oder Arbeitszimmers, Gastzimmers o. dgl.

Die Küche ist merkwürdigerweise auch in den reichen Häusern nirgends zugleich zweckmäßig und hübsch ausgestattet, etwa mit Wandkacheln versehen usw.; häufig besitzt sie dagegen eine einfach verzierte Stuckdecke, die hier unpraktisch ist, weil sie schnell verrußt. Tatsächlich läßt sich an der Innenausstattung der Küchen erneut feststellen, wie dies schon früher an Hand des Grundrisses geschah, daß der Bevölkerung der Sinn für eine große, gut beleuchtete, schön ausgestattete Küche entschieden fehlte.

Um so mehr Beachtung genoß der Vorplatz, der trotz seiner Steinfließen und vielen Türen heute noch einen angenehmen wohnlichen Eindruck macht. Er hatte stets eine reichverzierte Stuckdecke, hie und da auch Lambris und sicherlich auch bessere Wandbemalung und reichlichen Bilder- und Möbelschmuck. Die vielen gleichen, sorgfältig ausgeführten Türen, Kamintürchen und Fenster sind mit der Treppe auf einen Grundton gestimmt — entweder in dunklem Braun oder in hellen grauen Tönen zusammengehalten — und davon heben sich die lebhaften Formen der Beschläge und das ruhige Rot des Plattenbodens wirkungsvoll ab.

3. DIE TREPPE

Die breiten, bequemen, schön im Raum sitzenden Treppen sind ein außerordentlich auffallendes Merkmal aller Barockbauten, wodurch diese sich untrüglich von den Bauten anderer Zeiten unterscheiden. Ein charakteristisches Kennzeichen der Barocktreppe ist schon durch ihre Anordnung im Grundriß gegeben. Sie wird nicht, wie die vorhergehende Wendeltreppe oder die nachfolgende, gleicharmige Podesttreppe, in ein besonderes, als Raum für sich abgeschlossenes Treppenhaus eingengt, sondern bildet stets einen Bestandteil des Vorplatzes und kann sich dadurch frei und ungehemmt entfalten. Diese ästhetisch hervorragende Lösung der Dieleltreppe bleibt bis etwa 1750 vorherrschend; dann macht ihr die gleicharmige Podesttreppe den Rang streitig, deren Vorteile, wenig Platz einzunehmen und sich leicht in den Grundriß zu fügen, der nüchternen und theoretischen Baugesinnung der späteren Zeit über alles wichtig waren.

Unter den Treppenformen, die die Barockzeit anwandte, ist die einfachste die gerade, einarmige Treppe, die von früheren Zeiten übernommen wurde. Sie findet überall da Anwendung, wo an Platz und Kosten gespart werden muß, also in allen kleinen und einfachen Häusern. Parallel zum Vorplatz liegend, schmiegt sie sich diesem bequem an. Der Antritt liegt dicht neben dem Hauseingang und beginnt mit einer kurzen Anfangswendlung um 90 Grad (Haus Nr. 73 in Escherndorf, Blatt 1). Architektonisch ist diese

Lösung recht gut, da man nie den Blick auf die kerzengeraden, leiterartig ansteigenden Stufen hat, sondern nur die wenigen abwechslungsreichen Stufen der Wendung sehen kann, während im übrigen die Silhouette der Treppe und des Geländers zur vollen Wirkung gelangt. Bei dieser Anordnung liegt die Treppe ins nächste Geschoß meist senkrecht über der unteren und ist ihr völlig gleich. Diese Treppenart erscheint bis um das Jahr 1750 ohne Ausnahme in allen Bauernhäusern und kleineren Bürgerhäusern. Erst später dringt auch hier die gleichmäßig-zweiarmlige Treppe vor, findet aber im allgemeinen doch nur selten Verwendung.

Die häufigste Treppenform, die in allen reicheren Häusern zur Ausführung kommt, ist die Podesttreppe. Meistens wird eine Ecke des Vorplatzes an der rückwärtigen Hauswand benutzt und der Antritt in die Richtung des Einganges gelegt. Die Anordnung ist meist so, daß einem kurzen Lauf von vier bis acht Stufen ein quadratischer Ruheplatz in der Ecke folgt, und von diesem aus ein zweiter, längerer Lauf im rechten Winkel zum nächsten Stock führt. Wenn es nicht möglich ist, eine Ecke auszunutzen, so erhält der zweite Arm noch eine Anfangswendlung um 90 Grad, so daß Antritt und Austritt der Treppe in einem Winkel von 180 Grad liegen. Diese Anordnung wird da, wo mehrere Treppen übereinander liegen, für die oberen Stockwerke oft angewandt. Die Podesttreppe gehört aber immer, trotz einer gewissen Ähnlichkeit mit der gleicharmigen, vollständig zum Vorplatz und wirkt sowohl im Erd- wie im Obergeschoß durchaus als ein sehr malerisches Zierstück dieses Raumes. Die vom Palastbau übernommene Sitte, die Haupttreppe im ersten Stock endigen zu lassen, findet sich bei zweigeschossigen Häusern sehr häufig. Die Treppe ins Dachgeschoß wird in einen kleinen Nebenraum verlegt, der gleichzeitig als Kammer dient, oder sonstwie unsichtbar untergebracht. Der Nachteil, daß dadurch Platz verlorenght, wird durch die Vorteile aufgewogen, daß eine solche Speichertreppe weniger sorgfältig und steiler ausgeführt werden kann und daß vor allem im Obergeschoß eine außerordentlich geschlossene schöne Raumwirkung erzielt wird (Haus Mechler in Sommerach, Blatt 3 und 13).

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts drängt sich die gleicharmige Podesttreppe immer mehr in den Vordergrund. Anfänglich ist sie noch sehr bequem und breit, macht häufig noch den Versuch, im Vorplatz raumgestaltend dadurch zu wirken, daß sie mit einigen Stufen vorspringt; im großen ganzen aber zieht sie sich in ein selbständiges Treppenhaus zurück, das meist seitwärts vom Hausgang, selten an dessen Ende angeordnet ist, und verzichtet auf die große Rolle, die sie in der Barockzeit gespielt hat.

Das Steigungsverhältnis sämtlicher Treppen ist stets auffallend bequem. Die Stufenhöhe beträgt selten mehr als 16 cm bei einer Trittbreite von 22 bis 30 cm; ebenso ist die Treppenbreite meist recht üppig bemessen, bis zu 1,50 m, wobei die untere Grenze etwa bei 1 m zu suchen ist. Als Material wird ausnahmslos Eichenholz verwendet, Stein nur in ganz seltenen Fällen. Bei einfachen Treppen sind die Stufen auf der Rückseite von unten sichtbar, bei besseren Ausführungen werden sie mit eichenen Brettern verschalt oder erhalten einen Stucküberzug mit Verzierung. Aufgesattelte Treppen kommen nur im Bauernhaus vor, im allgemeinen bildet die gestemmte Wange, wie sie heute noch im Gebrauch ist, die Regel. Sie hat oft erstaunliche Dimensionen und stets sehr reiche Profilierung (Blatt 8 und 13). Für Neben- oder Speichertreppen sind die Blockstufen allgemein gebräuchlich.

Von größter Wichtigkeit für die Gesamterscheinung der Treppe ist das Geländer, das immer mit äußerster Sorgfalt behandelt ist. Den Anfang und das Ende jedes Treppenlaufes betonen auf beiden Seiten mächtige Pfosten, die durch Felder verziert und häufig von einer Kugel bekrönt sind. In besonders stattlichen Häusern werden diese Pfosten von Holzplastiken geziert, wie dies zum Beispiel in sehr schöner Ausführung beim Schelfenhaus in Volkach der Fall ist. Das eigentliche Geländer besteht immer aus starken Holz-

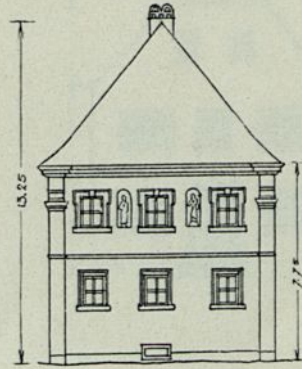
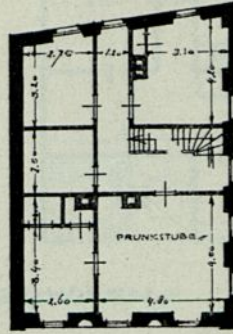
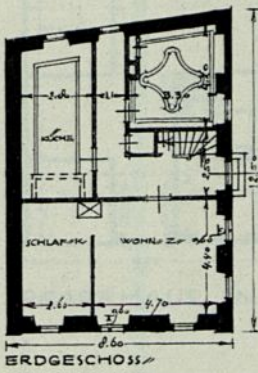
balustern und einem mächtig breiten Handlauf. Es fällt vor allem durch seine große Massigkeit auf und gibt dadurch der ganzen Anlage das Aussehen von Sicherheit und Behaglichkeit. Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, daß das Geländer regelmäßig auf beiden Seiten geführt ist. Da, wo es an der Wand entlang läuft, werden nur Bretterdocken oder halbierte Baluster und ein schmaler Handlauf angebracht; auf der Außenseite hat das Geländer oft eine Breite bis zu 25 cm, wogegen die Höhe ziemlich gering ist. Die Baluster sind meist nach ein und demselben Schema angefertigt, schwanken jedoch in der Ausarbeitung bis in die phantastischsten Formen (Blatt 8 und 13). Die Rokokozeit ersetzt die Baluster durch reich geschnitzte Bretterdocken und schmückt die Antrittspfofen mit ihren lustigen Schnörkeln. Ein einfaches Haus in Dettelbach, das Haus Stöcklein, besitzt ein sehr üppiges Stück aus dieser Zeit (Blatt 14). Gegen Ende des Jahrhunderts wird der Rokokozierat durch strenge glatte Formen abgelöst. Eiserne Geländer kommen merkwürdigerweise nie vor; offenbar hielt das gesunde Gefühl der ländlichen Handwerker sie für zu dürftig und zog die massiven Ausführungen vor, weil sie dem Emporstiegenden ein stärkeres Gefühl der Sicherheit geben. Sehr eindrucksvoll ist das horizontale Herumführen des Geländers in den Stockwerken. Da, wo eine Treppe nach oben weiterläuft, geht die innere Brüstung der emporkommenden Treppe nicht mit dem nächsten Arm nach oben, sondern horizontal bis an die rückwärtige Wand, unter der ansteigenden Treppe hindurch. Diese erhält ihr eigenes Geländer, das mit einem neuen Antrittspfofen beginnt. Das dadurch erzielte bestimmte Absetzen zwischen den einzelnen Stockwerkstrepfen bringt einen gewissen beruhigenden Rhythmus in die emporstrebende Anlage, den man bei allen modernen Treppen, die in hastiger Bewegung nach oben eilen, vermißt. Überdies macht die Häufung der verschieden gerichteten Geländer an dem einen Punkt derartige Treppenabsätze zu einem äußerst belebenden und schmückenden Motiv. Zu sehr schöner architektonischer Wirkung kommt das Geländer dort, wo keine Treppe nach oben weiter geht; hier kann die Aufwärtsbewegung in einer starken Horizontalen voll ausklingen.

Wie sehr die Barockzeit dieses vorzügliche Motiv zu schätzen und auch in ganz einfachen Verhältnissen anzubringen wußte, zeigt ein bescheidenes Häuschen in Sommerach (Haus Mechler, Blatt 3 und 13). Die gleicharmige Podesttreppe, die der späten Zeit entstammt, ist in ein Hauseck gedrückt und endigt im Obergeschoß. Um trotz der engen Verhältnisse das repräsentable Motiv des horizontalen Geländers nicht missen zu müssen, ist der Mauerabsatz zur Anbringung einer schmalen Galerie benutzt, die lediglich den Zweck hat, die Raumwirkung des Treppenhauses zu heben und auch wirklich eine vorzügliche Lösung darstellt.

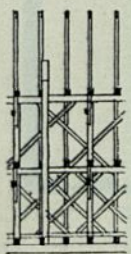
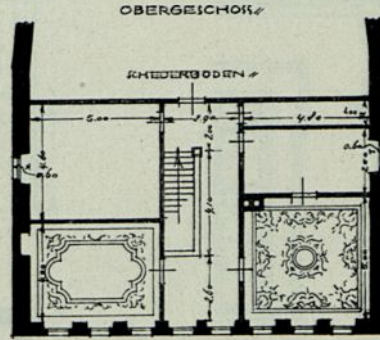
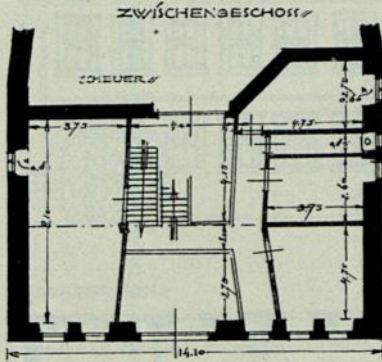
Im übrigen ist natürlich nicht zu erwarten, daß sich in den ländlichen Verhältnissen, nach den Beispielen der Schloßbauten und großstädtischen Bürgerhäuser, prachtvolle und architektonisch in jeder Hinsicht befriedigende Treppen finden. Nicht großzügige Kompositionen sind das, was bei der Betrachtung der ländlichen Bauten unsere Bewunderung hervorruft, sondern die Baugesinnung, wie sie sich hier etwa ausdrückt in dem massenhaften und typischen Auftreten von wirklich guten Treppen. Auch für die kleinsten Häuser galt in dieser Zeit eine bequeme, breite Treppe und ein sorgfältig gearbeitetes Geländer als eine selbstverständliche Forderung. Die Barockzeit fühlt wie keine andere Zeit den starken Kontrast heraus, der in den emporkletternden, lebendigen Linien einer Treppe und den ruhigen Horizontalen und Vertikalen der umschließenden Räume liegt. Sie betont diesen Gegensatz bewußt als Schmuckmotiv und stattet die Treppe mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln aus. Es spricht hieraus das äußerst sichere architektonische Empfinden und der gesunde Sinn für Dekoration und malerische Wirkung, wie er schon in allen früheren Abschnitten immer wieder festgestellt wurde.

TAFELN

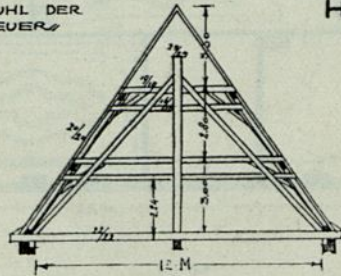
(1 bis 14)



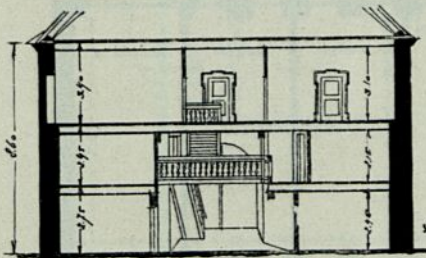
HAUS NO 73 IN ESCHERNDORF //



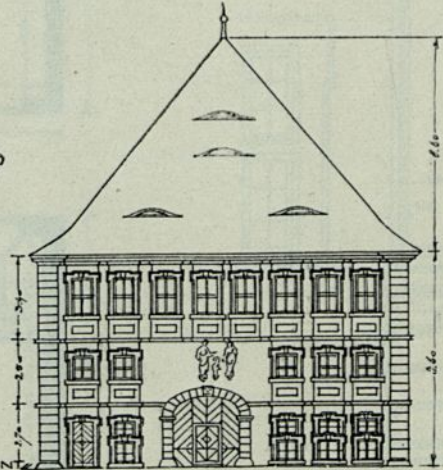
DACHSTUHL DER SCHEUER //



HAUS NO 3 IN FRICKENHAUSEN //



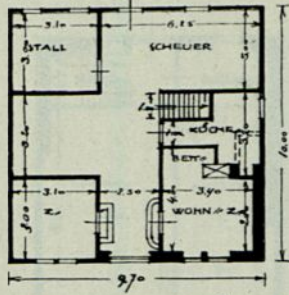
SCHNITT //



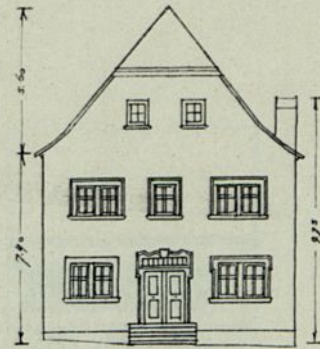
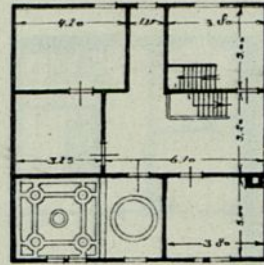
STRASSENFRONT //

HAUS NO 15 IN ASTHEIM //

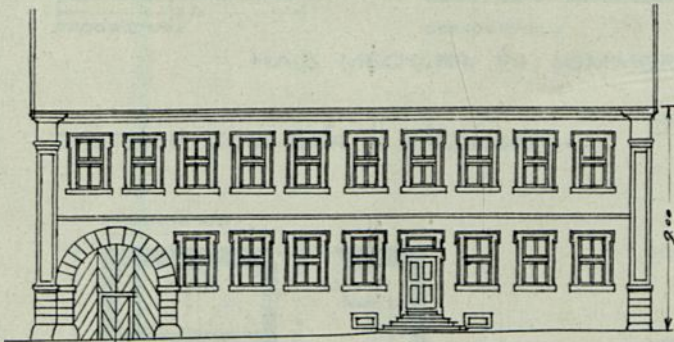
ERDGESCHOSS //



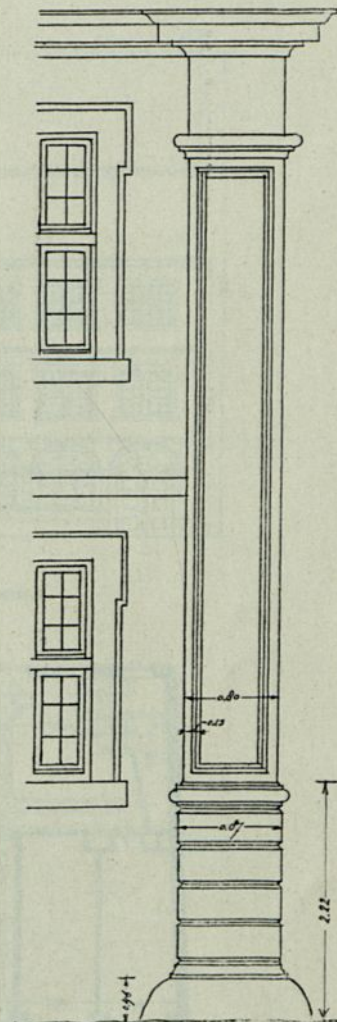
OBERGESCHOSS //



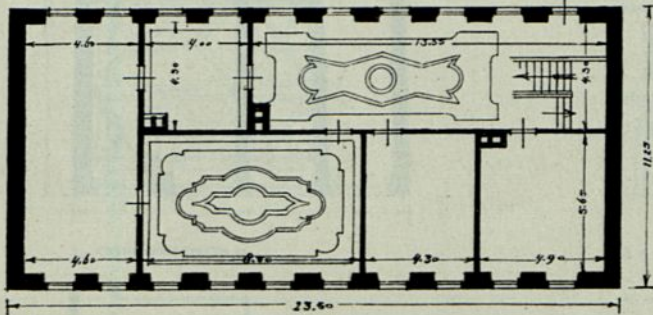
PFARRHAUS IN GEROLDSHOFEN //



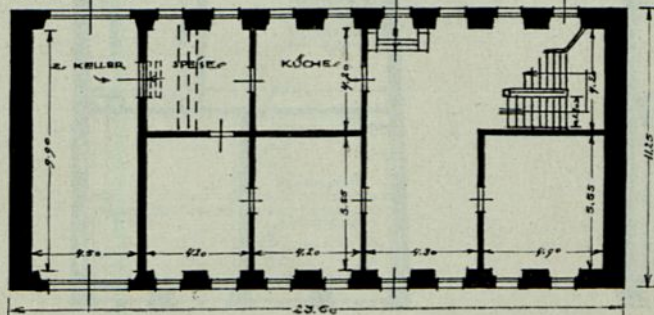
FASADENDETAIL //

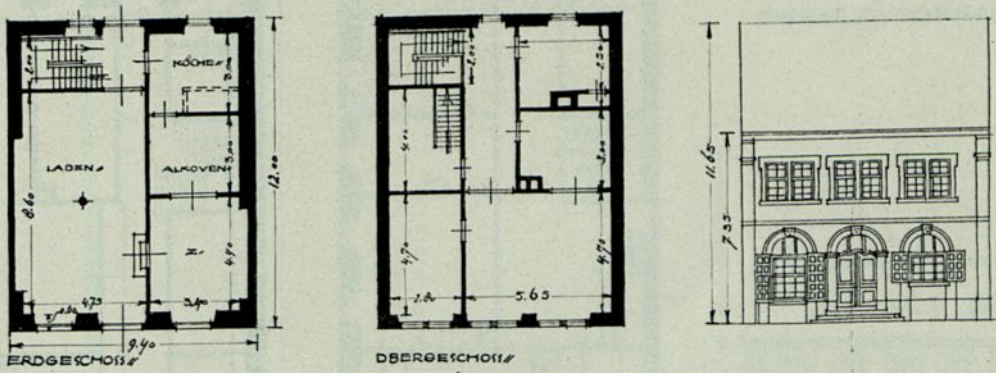


OBERGESCHOSS //



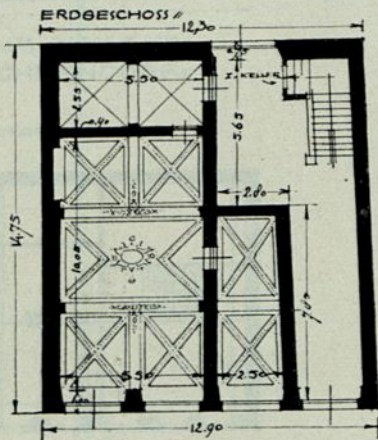
ERDGESCHOSS //



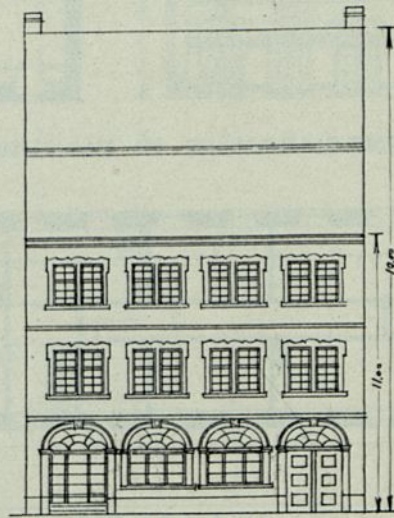
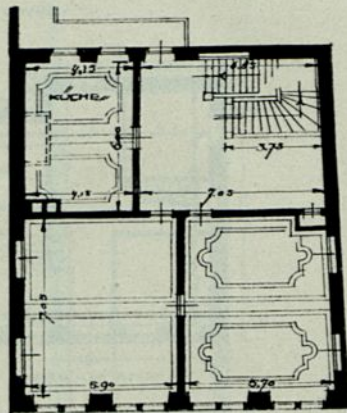


HAUS MECHLER IN SOMMERACH //

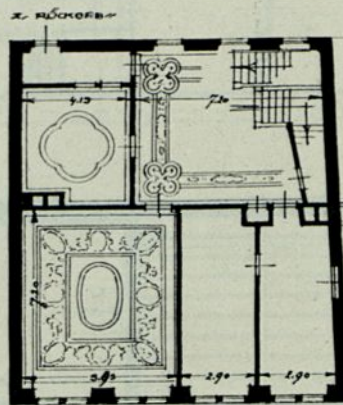
GASTHOF ZUM BAR IN KITZINGEN //

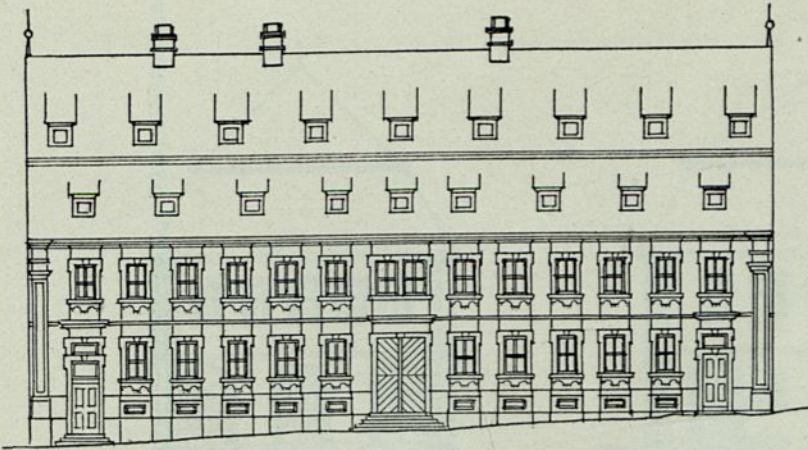


1. OBERGESCHOSS //



2. OBERGESCHOSS //

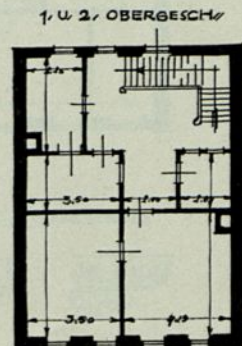
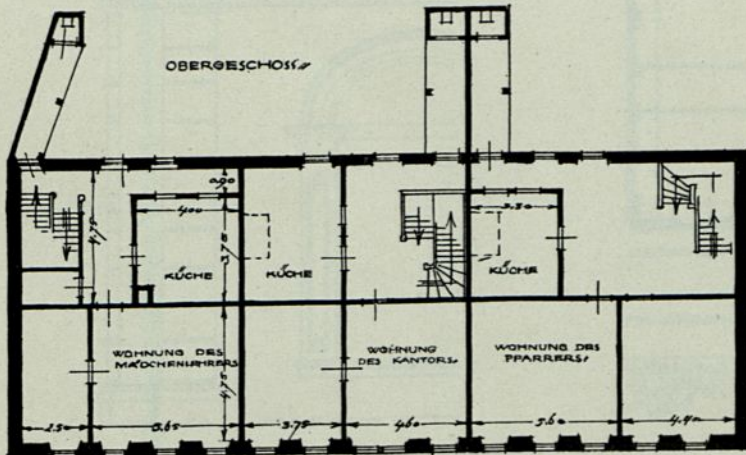
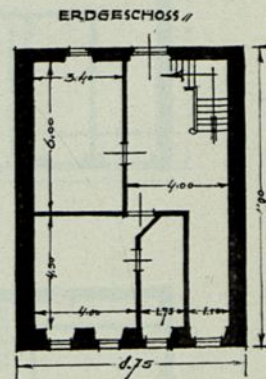
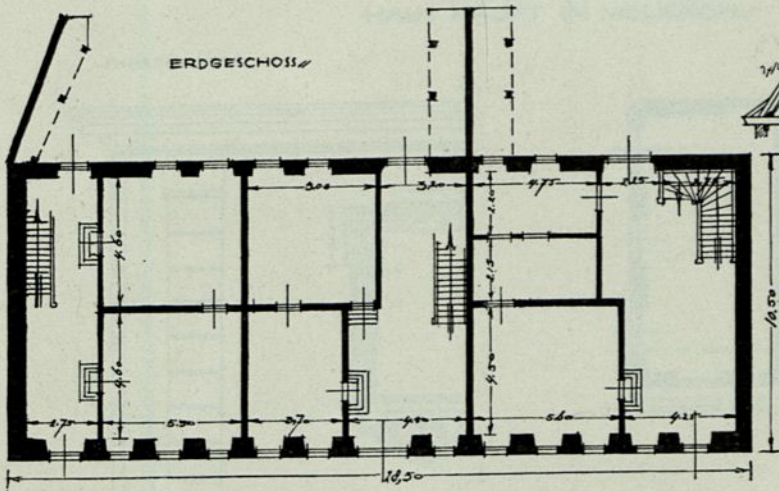
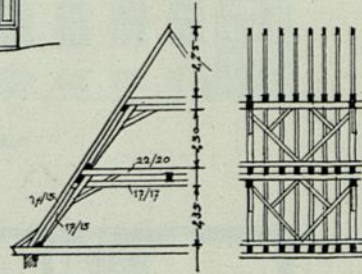


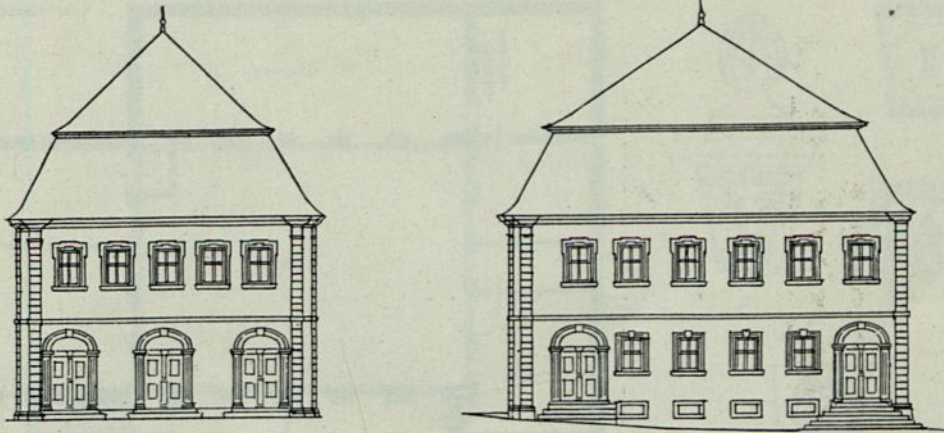


PROT. PFARRHAUS
IN KITZINGEN

BEISPIEL FÜR D.
NORMALDACHSTUHL

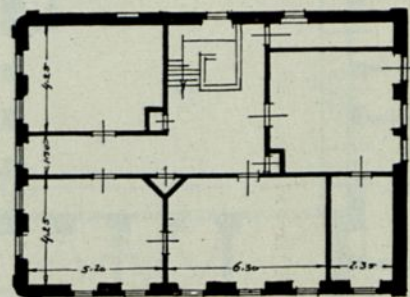
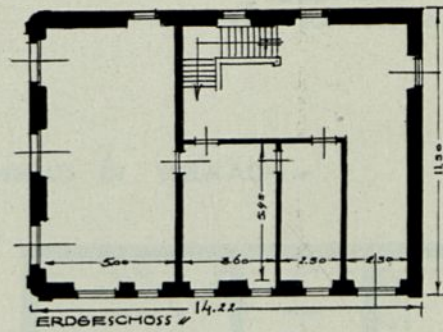
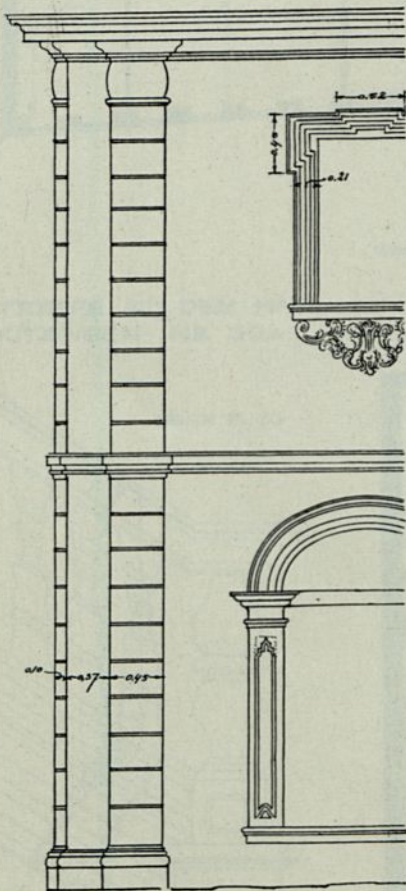
HAUS STÖCKLEIN
IN DETTELBACH





HAUS HAUPT IN VOLKACH

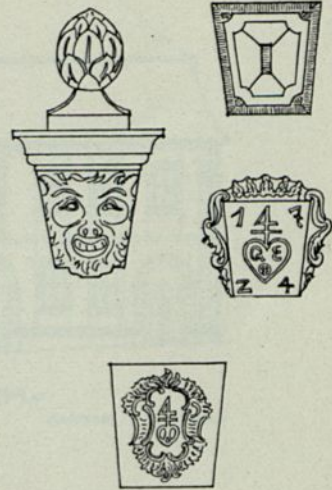
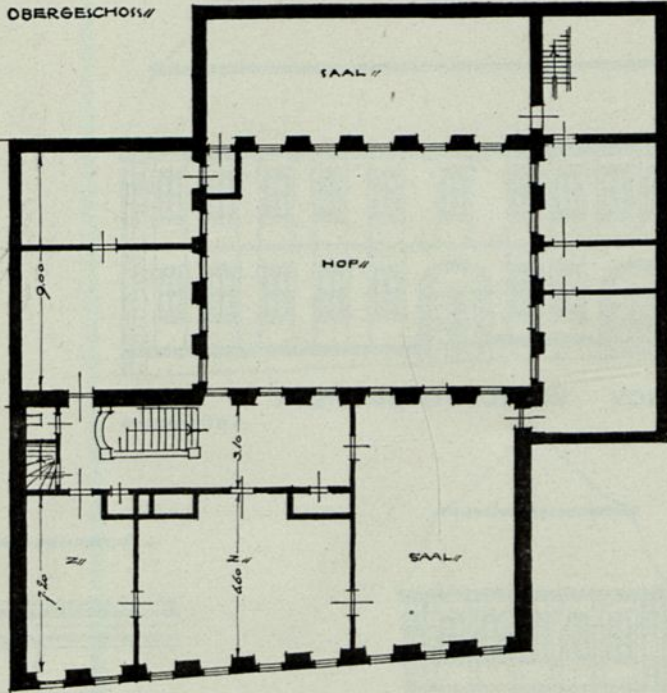
FASSADENDETAIL



OBERGESCHOSS

FENSTERBRÜSTUNGEN IN SANDSTEIN

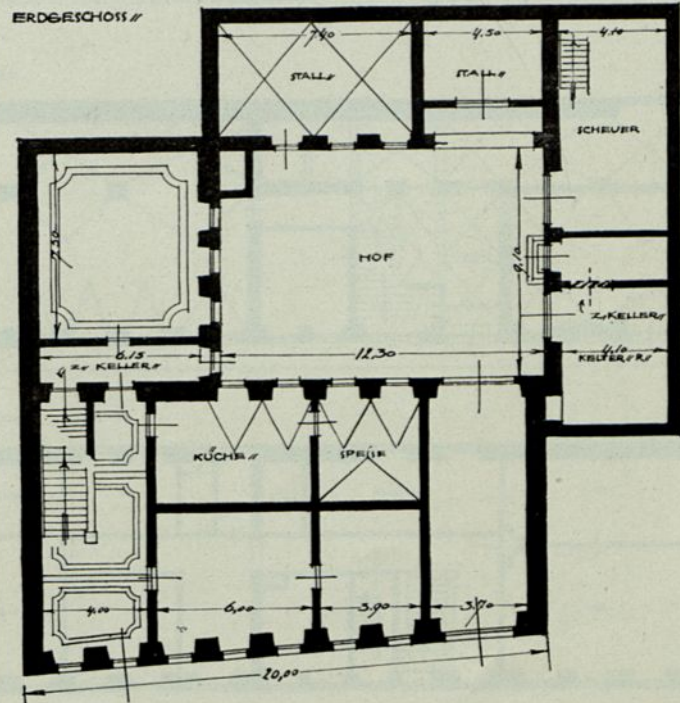
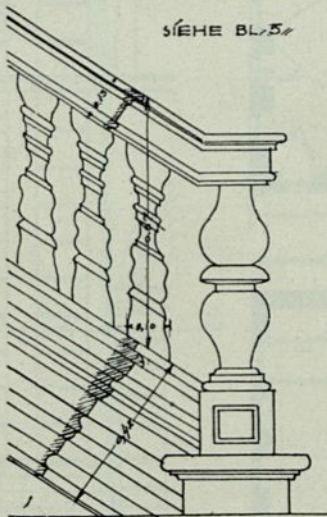


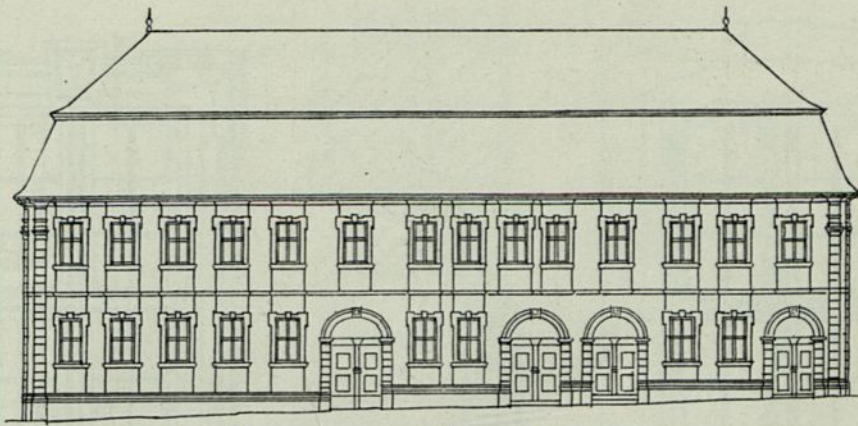


BEISPIELE
FÜR SCHLUSSTEINE //

SHELFENHAUS IN VOLKACH //

TREPPE AUS DEM HAUS
KITZINGEN N^o 30 //



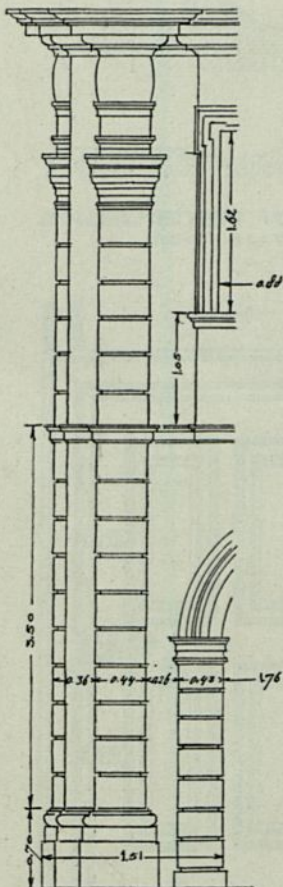


MEIßNERHAUS IN VOLKACH

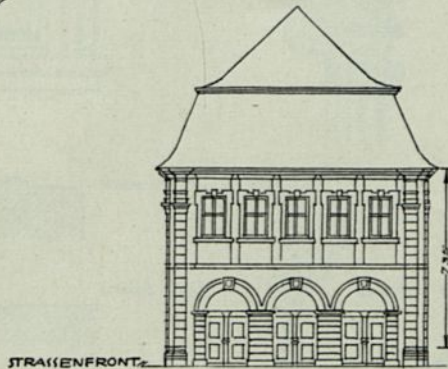
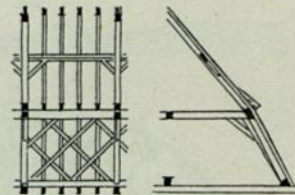
GÄßENSEITE

MAßTAB 1:300

FASADENDETAIL

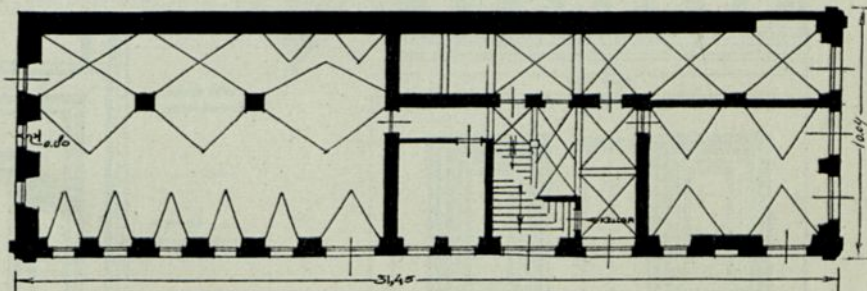


DACHSTUHL

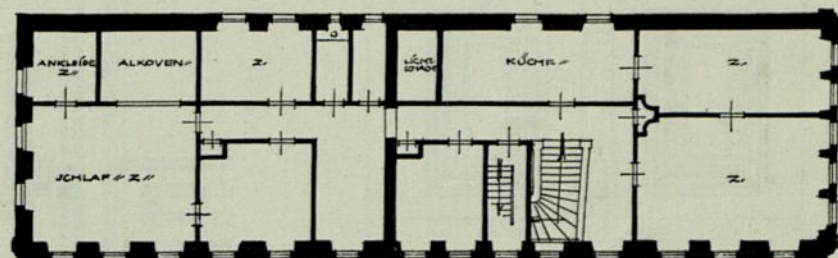


STRÄßENFRONT

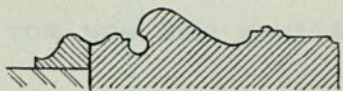
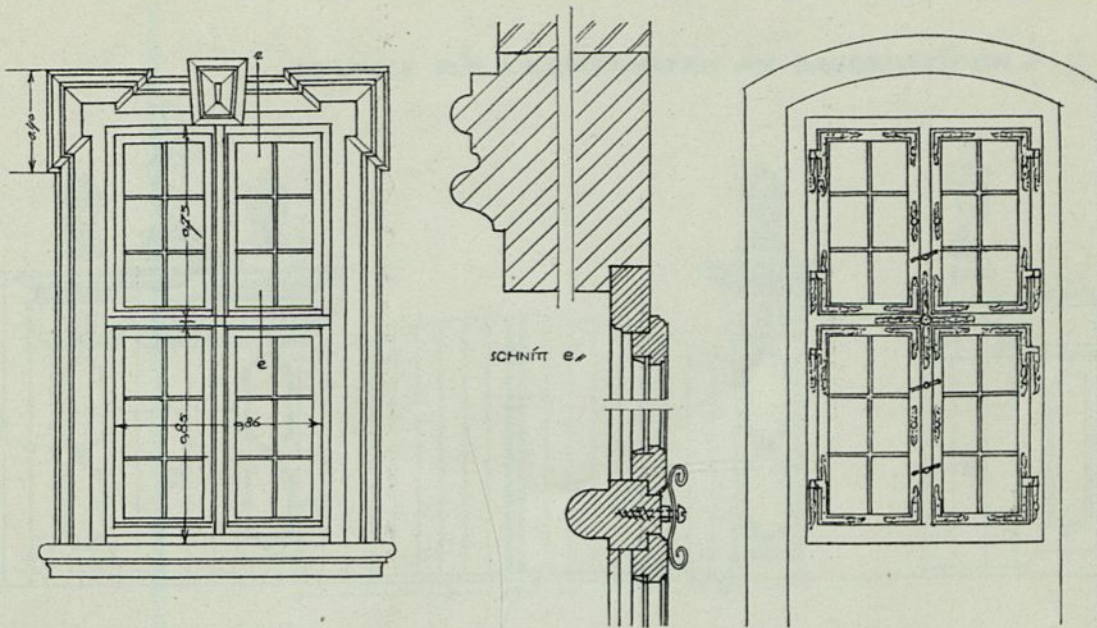
ERDGESCHOß



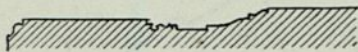
OBERGESCHOß



BLATT 10 //



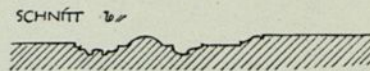
SCHNITT c //



SCHNITT a //

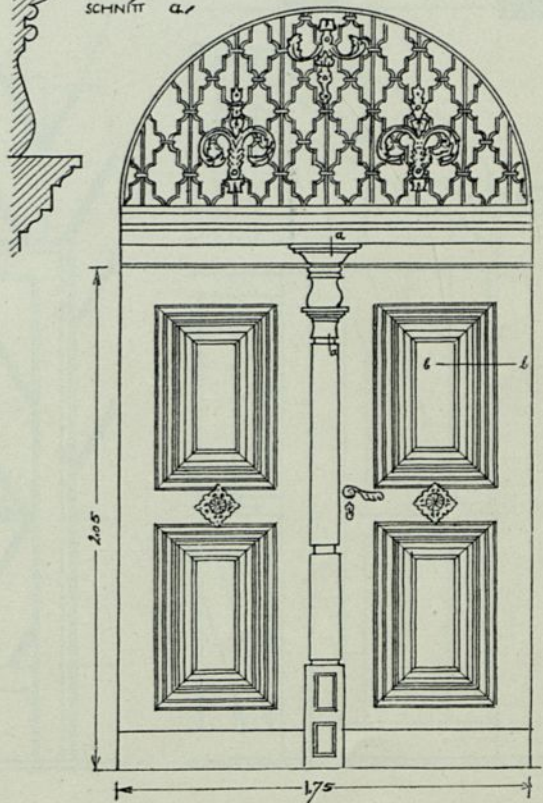
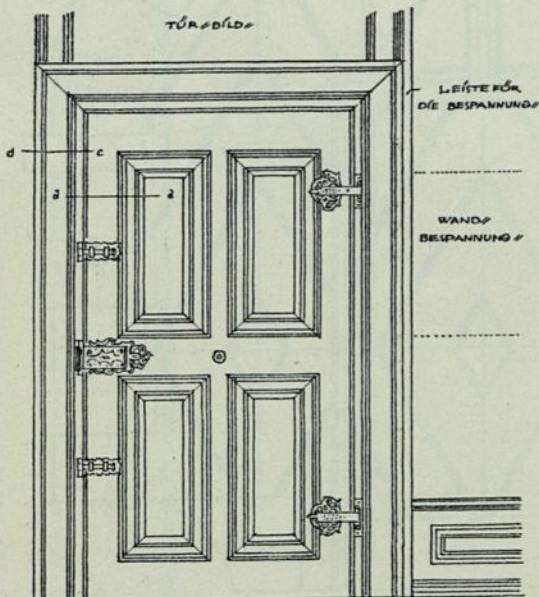


SCHNITT a //

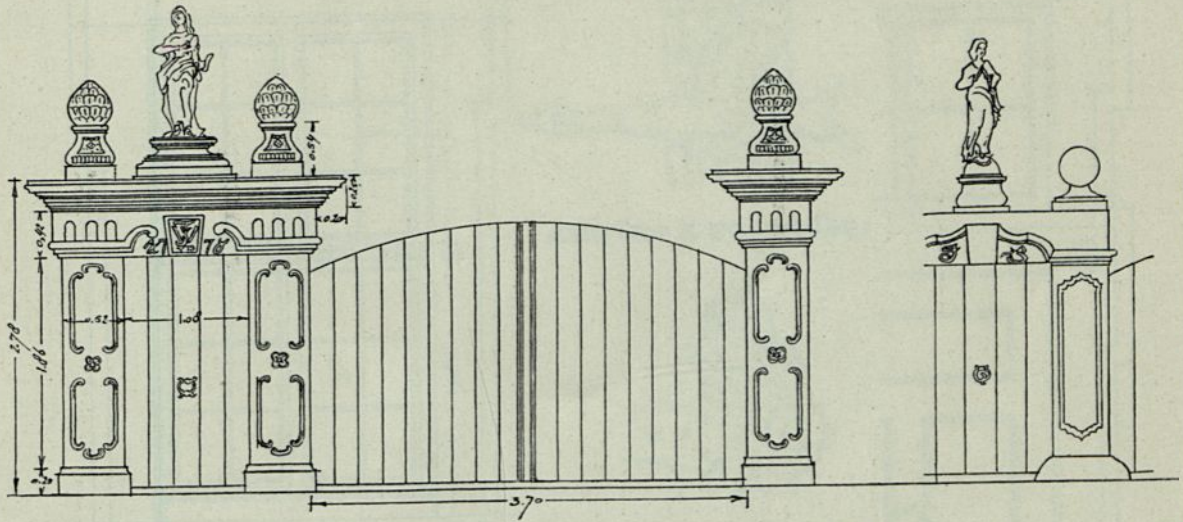


SCHNITT b //

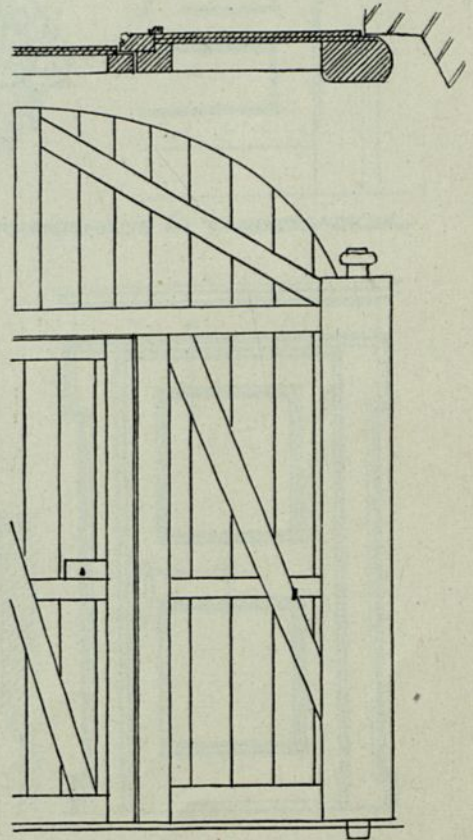
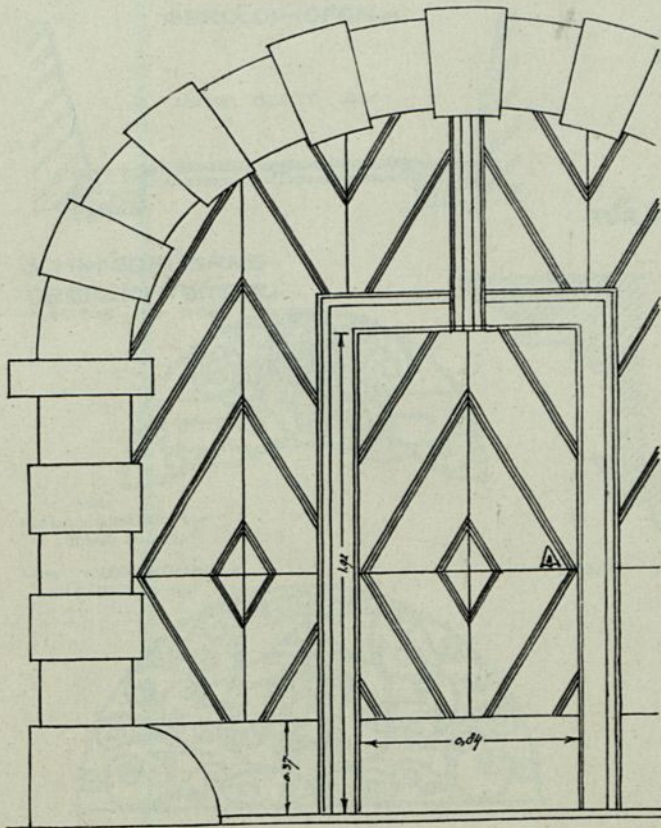
EINZELHEITEN VOM MEISSNERHAUS //
SIEHE BLATT 9 //

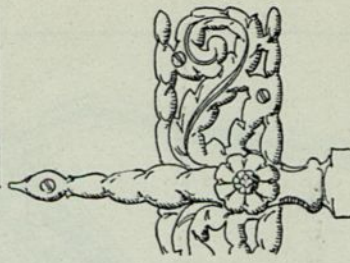
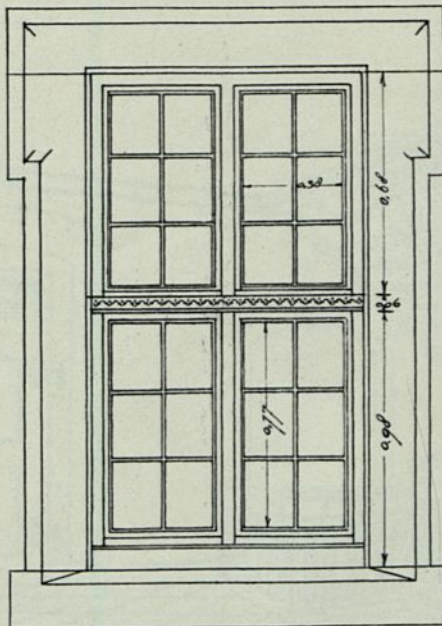


BEISPIELE FÜR TOREINFahrTEN AN BAUERNHÖFEN //

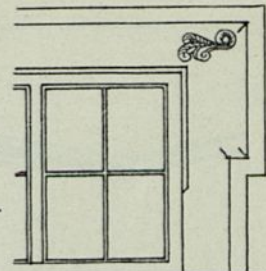


TOR VON DEM HAUS RANDERSACKER NO 37 //





BEISPIELE F. BESCHLÄGE //



FENSTER UND TÜR VOM PFARRHAUS
GEROLDSHOFEN //



SIEHE BLATT 2 //

TÜR VOM PFARRHAUS IN RANDERSACKER //

SCHMIEDEEISERNE
OBERLICHTGÜTER //

MAßTAB 1 : 30 //

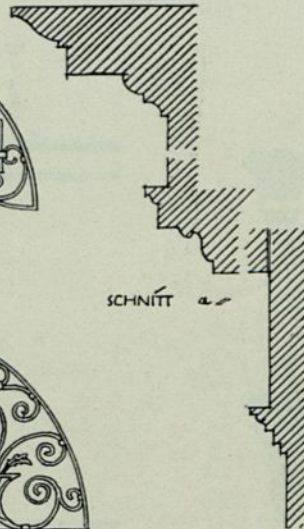


VOM
HAUS MECHLER //

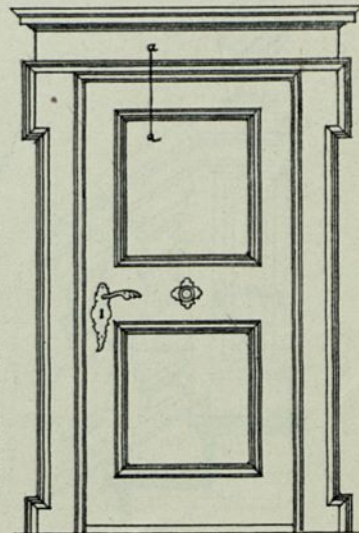
SIEHE BL. 3 //

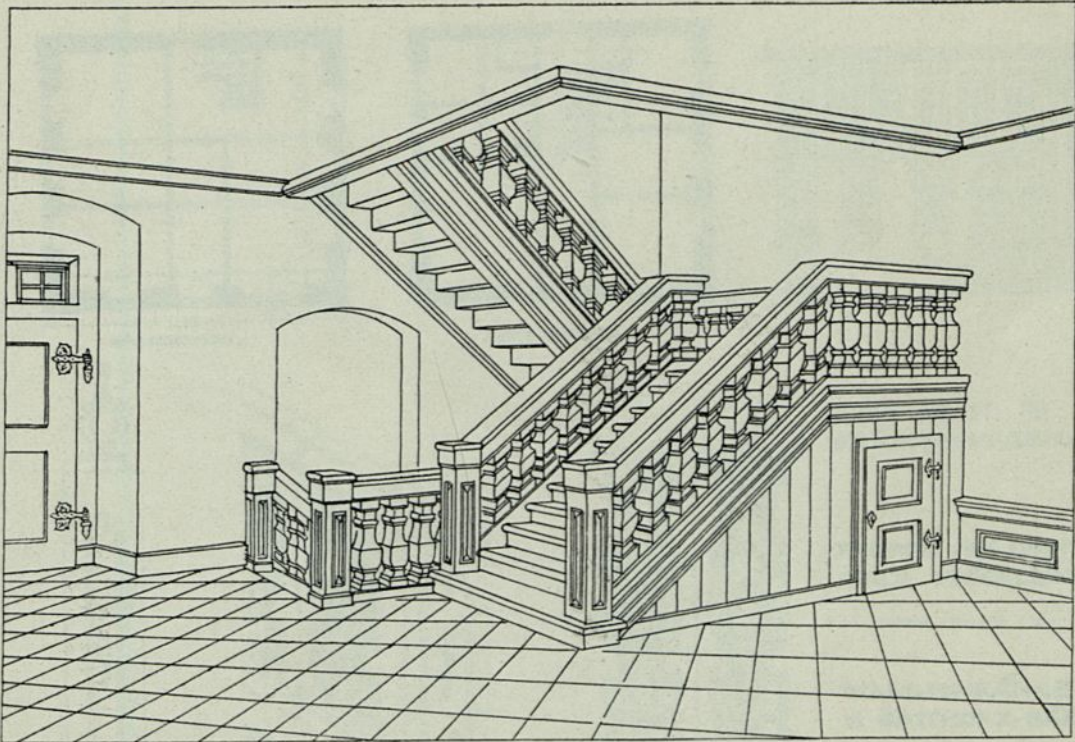
VOM WEIGANDHAUS //

SIEHE BL. 4 //



SCHNITT a //



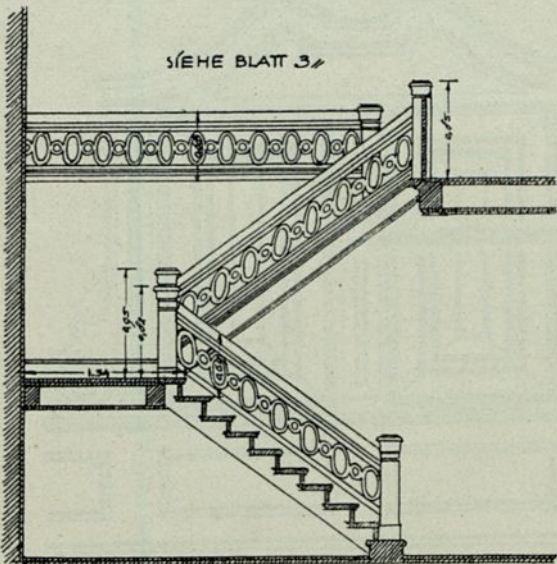


TREPPE AUS DEM GASTHOF ZUM BÄREN //

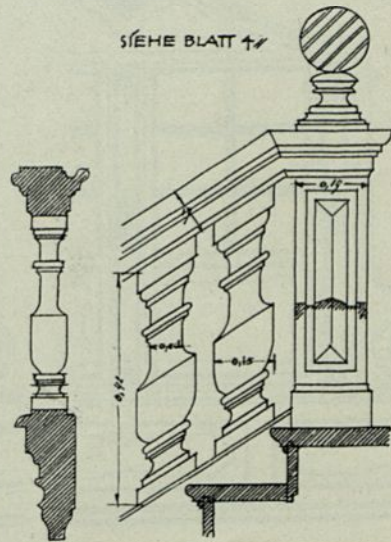
SIEHE BLATT 3 //

TREPPE VOM HAUS MECHLER //

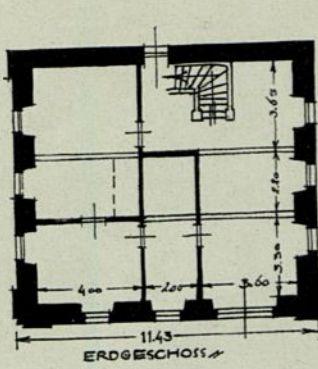
TREPPE VOM WEIGANDHAUS //



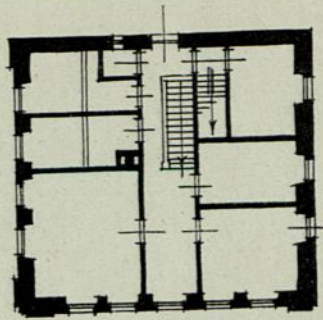
SIEHE BLATT 3 //



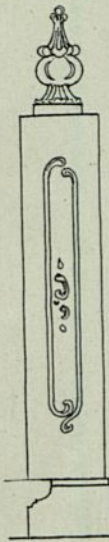
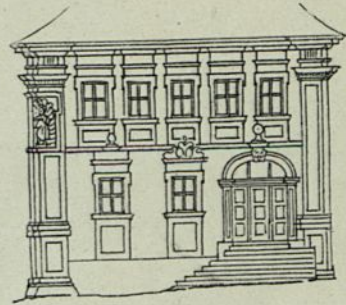
SIEHE BLATT 4 //



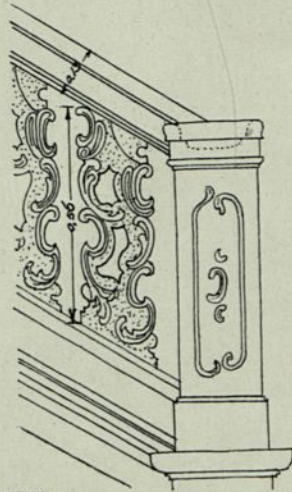
ERDGESCHOSS



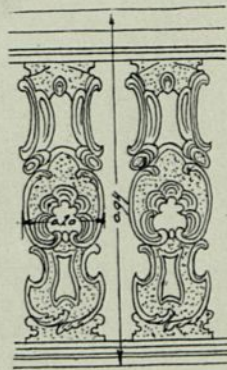
OBERGESCHOSS



WANDPOSTEN



FRÜHTEHENDER ANTRITTSPOSTEN



PODESTGELÄNDER

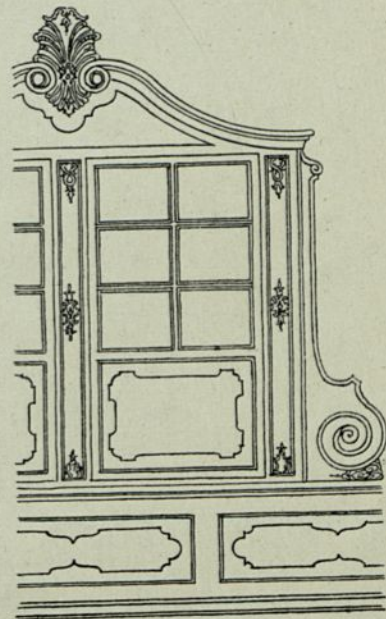
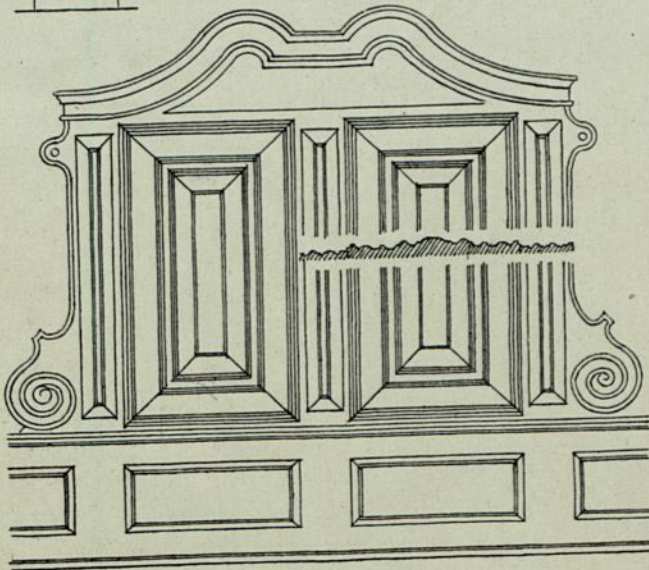
HAUS NO 41 IN FRICKENHAUSEN

TREPPE AUS DEM HAUS STÖCKLEIN

SIEHE BLATT 6

WANDSCHRÄNKE V. GASTHOF Z. BAR

SIEHE BLATT 3





BIBLIOTEKA GŁÓWNA

351003 L/1